

Der Westpreuße

Begegnungen mit einer
europäischen Kulturregion



 UNSER
DANZIG

72. Jahrgang Heft 6 November 2020 € 6 (D) 25 zł (PL)



BOGUMIL GOLTZ

Gedenken zum 150. Todestag

EIN GROSSER DEMOKRAT

Carl Legien aus Marienburg

AUS DEM INHALT

VORSPANN

- 3 vorab
- 4 Auf ein Wort
- 5 „Aktion für Westpreußen“

PANORAMA

- 6 Die „Zeichen der Zeit“ – Ein Zentrum für zeitgenössische Kunst in Thorn
- 8 Notizen aus der Dreistadt, Elbing, Marienburg und Kujawien-Pommern

REISEN UND ERKUNDEN

- 12 Das zweite Leben eines Schulgebäudes – Einladung zum Urlaub nach Cadinen

AUSSTELLEN UND ERFORSCHEN

- 15 EINLADUNG ZU SONDERAUSSTELLUNGEN
- 16 Samt und Seide aus dem späten Mittelalter – Danziger Paramente in beeindruckenden Aufnahmen und sorgfältiger Bearbeitung

GESCHICHTE UND KULTUR

- 18 Der glänzende Schatz eines reichen Geistes – Leben und Werke des westpreußischen Schriftstellers Bogumil Goltz (1801–1870)
- 23 Carl Legien aus Marienburg – Retter der jungen Weimarer Republik

POLITIK UND GESELLSCHAFT

- 27 Sozialpolitik zwischen Weltkrieg und Ostverträgen – Eine Studie zum Lastenausgleich von Manfred Kittel
- 29 NACHRICHTEN und Polen-Analysen

ZUM JAHRESSCHLUSS

- 30 Am Ende des Kirchenjahres – Ein Gang über einen außergewöhnlichen Friedhof
- 31 Weihnachten 2020
- 32 Sieben Empfehlungen für Mußestunden zwischen den Jahren
- 36 Bogumil Goltz: *Eine Weihnachtsreise ins altpreußische Land*

RUBRIKEN

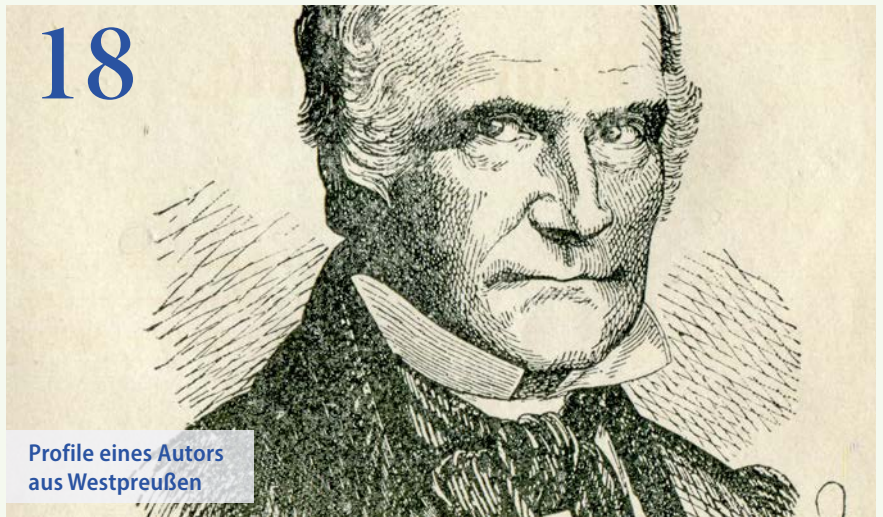
- 2 „Der Westpreuße“?
- 5 Westpreußen-Kalender 2021
- 35 Impressum / Autorinnen und Autoren
- 36 Zum guten Schluss

TITELBILD Sterngewölbe der St. Johannes-Kirche in Thorn

FOTO: PETER SCHICKERT / ALAMY STOCK FOTO

PASSWÖRTER für die digitalen Fassungen der letzten drei Westpreußen-Ausgaben:

- 📖 Juli / August 2020: heft-4-2020-jor
- 📖 September / Oktober 2020: heft-5-2020-csi
- 📖 November / Dezember 2020: heft-6-2020-afw



vorab

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

mit dieser Ausgabe, die Ihnen hoffentlich wieder eine anregende und unterhaltsame Lektüre bietet (und auf die freilich noch die LN folgen), beschließen wir nicht nur den 72. Jahrgang des *Westpreußen*, sondern zugleich sind inzwischen auch fünf Jahre vergangen, während derer unsere Redaktion die Planung und Gestaltung dieser Zeitung verantwortet. Dieses Halbjahrzehnt erscheint im Blick auf die 60 einzelnen Hefte, von denen jedes für sich mit allerhand Details bewältigt werden wollte,

zwar recht gedehnt; angesichts der vielen Themen, die immer noch auf die Bearbeitung warten, und angesichts der Dynamik, die uns quasi wie von selbst mitgenommen hat, haben wir aber doch eher den Eindruck eines sehr überschaubaren, verdichteten Zeitverlaufs, der Appetit auf die Zukunft macht.

Bei allem Optimismus wollen wir freilich nicht vergessen, dass in 2020 etliche Schwierigkeiten zu überwinden waren und manchmal sogar die Alternative, aufzuhören, die Arbeit zu beenden, verlockend wirkte. Da sich aber gezeigt hat, dass noch so vielen Menschen daran gelegen ist, in unserer Gesellschaft auch weiterhin über die ehemalige Provinz Westpreußen zu sprechen, und dass sie sich für dieses Ziel oft auch aktiv einsetzen, sind wir selbst-

verständlichweise die Letzten, deren Energien dann erlahmten.

Deshalb werden wir nun also gemeinsam mit Ihnen den Versuch unternehmen, diese Zeitung – jetzt mit umfangreicheren Quartalsheften und einer parallelen Internet-Plattform – auch in ihrem 73. Jahrgang lebendig zu erhalten. Ob oder wie dieses Experiment auch immer gelingt: Sich für Westpreußen zu interessieren bzw. einzusetzen, bleibt wohl in jedem Falle abwechslungsreich und spannend.

In diesem Sinne sind wir mit Dank für Ihre Treue und bis ins Neue Jahr

mit herzlichen Grüßen
Ihre DW-Redaktion

„Der Westpreuße“?

Wenn das „größte Magazin“ einer Stadt den Namen *Der Hamburger* trägt, leuchtet diese Benennung sofort ein – aber wer oder was ist *Der Westpreuße*?

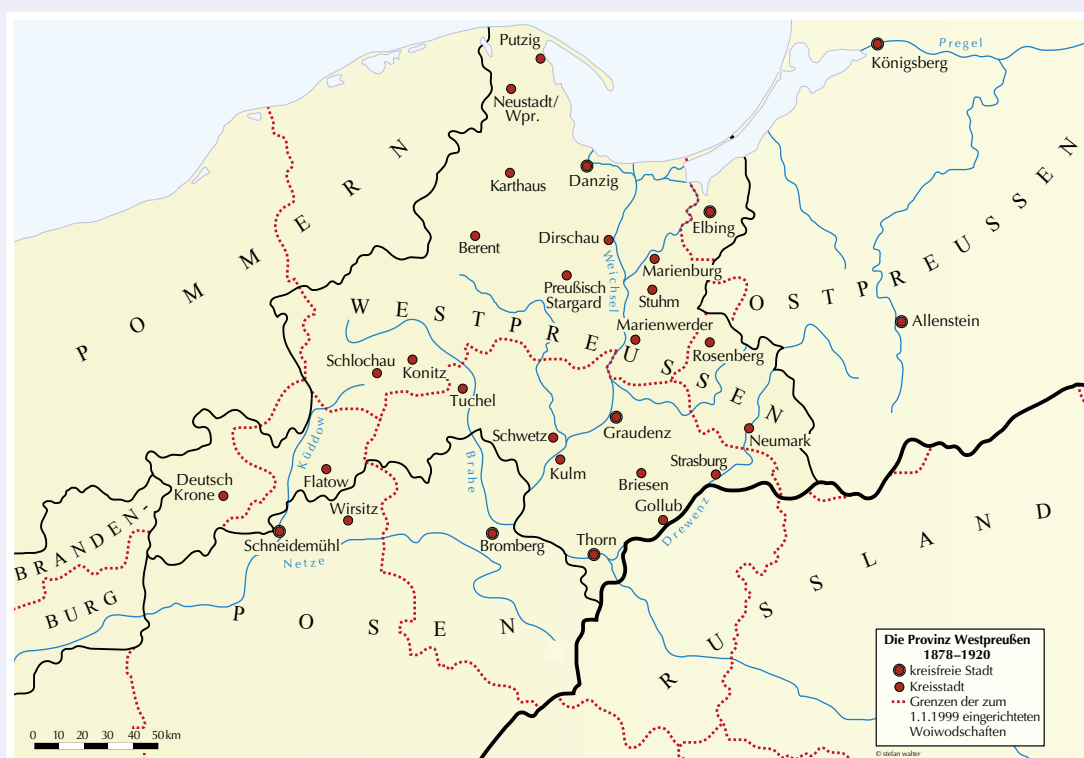
Danzig und das Land an der unteren Weichsel – mit den UNESCO-Welterbestätten Marienburg und Thorn – bilden höchst beliebte Reiseziele. Viele der Touristen aus Deutschland wollen mehr wissen über diese „europäische Kulturregion“, ob sie nun zum ersten Mal kommen oder selbst schon viele Eindrücke vor Ort gesammelt haben. Wahrscheinlich werden sie rasch darauf stoßen, dass diese Landschaft auch mit der deutschen Geschichte verbunden ist und bis 1920 „Westpreußen“ hieß. Das gilt auch für diejenigen, die Familienforschung betreiben oder die einfach kulturhistorisch interessiert sind. Die Gründe, sich heute mit dieser Region zu beschäftigen, können vielfältig sein.

Diesen unterschiedlichen Interessenlagen will *Der Westpreuße* gerecht werden. Der Name dieser Zeitung leitet sich aus der deutschen Geschichte des Weichsellandes ab, denn „Westpreußen“ ist in der Gegenwart eine Erinnerungslandschaft für Menschen, die von dort stammen und für deren Familien dieses Land oft jahrhundertlang Heimat war. Bei der Beschäftigung mit dem kulturellen Erbe und der gemeinsamen Geschichte eröffnet es als historische Kategorie aber auch den heutigen polnischen Bewohnern einen wichtigen Orientierungsraum.

Der Westpreuße beschäftigt sich deshalb einesteils mit der Gegenwart des Landes, mit seiner Entwicklung und seinen vielfältigen Attraktionen und

wendet sich andernteils der spannenden, allerdings durchaus konfliktreichen Geschichte dieser Region zu: Schließlich steht „Westpreußen“ nicht nur für eine historische preußische Provinz, es weckt auch Assoziationen an den Deutschen Orden, der hier im Mittelalter das Kerngebiet seines Territoriums hatte, oder an das „Königliche Preußen“ („Prusy Królewskie“), das für mehr als 300 Jahre mit der Polnischen Krone verbunden war. Nicht zuletzt gehören zu dieser Geschichte die einschneidenden Ereignisse im 20. Jahrhundert: Nach dem Ersten Weltkrieg verschwand „Westpreußen“ von den Landkarten, im Zuge des Zweiten Weltkriegs wurde die Region dann von 1939 bis 1945 nochmals gewaltsam zu einem „Reichsgau Danzig-Westpreußen“ zusammengezwungen.

Das Konzept dieser Zeitung zielt darauf, all das zu bewahren und zugleich Möglichkeiten einer zukünftigen gemeinsamen deutsch-polnischen Geschichte zu erkunden. Wer den *Westpreußen* zur Hand nimmt, kann sich auf eine Vielzahl von unterschiedlichen Entdeckungen freuen.





Von Sylvia Lehmann

Verständnis und gelebte Integration

GESCHICHTE WIEDERHOLT SICH NICHT, aber sie reimt sich“, lautet ein bekanntes Zitat, dass sich leider nicht eindeutig zuordnen lässt. Individuelle Erinnerungen, Familienüberlieferungen sowie das kollektive Gedächtnis genießen einen hohen Stellenwert. Sie prägen das gesellschaftliche Selbstverständnis in Deutschland. Sie sind maßgeblicher Kompass bei der andauernden Bewältigung des größten Verbrechens der Menschheitsgeschichte, des Holocaust und des katastrophalen Zweiten Weltkrieges. Der Krieg und die Morde an Jüdinnen und Juden, Sinti und Roma, Andersdenkenden, Eingeschränkten oder Homosexuellen hinterließen 70 Millionen Ermordete, Gefallene, Verendete. Alleine auf sowjetischer Seite starben 27 Millionen Menschen, jeder Vierte von ihnen in deutscher Kriegsgefangenschaft. Unzählbar die physisch wie psychisch irreversibel Verwundeten. Nach Kriegsende folgten Menschen aus Ost- und Westpreußen, Pommern, Schlesien, Böhmen, aus Czernowitz, aus Siebenbürgen und aus der Gottschee. Einer von 14 Millionen Vertriebenen war mein Vater.

Geboren und aufgewachsen in Stuben bei Breslau in Schlesien, wurde mein Vater als Ältester dazu bestimmt, den elterlichen Gutshof zu übernehmen und somit frühzeitig in die landwirtschaftliche Arbeit eingebunden: Er lernte, den Traktor zu bedienen, Auto zu fahren und ging regelmäßig mit seinem Vater auf die Jagd. Mit dem zweiten Weltkrieg gingen der familiäre Besitz und der damit verbundene Lebensentwurf verloren.

Die Geschichte wiederholt sich natürlich nicht – wir leben inzwischen in einem der wohlhabendsten Länder einer global vernetzten Welt. Die Geschichte hat sich allerdings mehrfach für meine Familie „gereimt“ – beispielsweise für meinen Vater, als ihm die Zwangskollektivierung der DDR-Landwirtschaft ein weiteres Mal das Eigentum nahm. Oder für mich – wie für die noch lebenden Vertriebenen und ihre Nachfahren – spätestens, als 2015 vermehrt Geflüchtete aus Syrien, Afghanistan, Pakistan und aus zahlreichen afrikanischen Ländern nach Deutschland kamen. Waren das nicht unsere Vorfahren? Sahen wir nicht mit eigenen Augen, wie die Großeltern, Eltern, Onkel und Tanten nach Kriegsende als Kinder im geschrumpften Deutschland ankamen – ungebeten, ungewollt, misstrauisch bis feindselig betrachtet?

Wenn ich an die Erzählungen meines Vaters denke, entdecke ich für viele anstehende gesellschaftliche Fragen, wie sie beispielsweise in der Begegnung mit Geflüchteten aufkommen, eine Antwort. Die lebenslange Weigerung meines Vaters, in Brandenburg einen Führerschein zu machen, wieder ein Fahrzeug zu bedienen oder je wieder zu jagen, verdeutlichen mir, weshalb Traditionen vielen Neuankommenden so viel bedeuten – ist doch auch für meinen Vater die Kinder- und Jugendzeit unter der Oberfläche immer präsent geblieben – als wolle er sich einen ungeteilten Ort für „sein“ Stuben bewahren.

Wenn ich sehe, wie Musliminnen und Muslime bei uns Kraft aus ihrer Religion schöpfen, erinnert mich auch das an die Erzählungen zu Hause, wie mein Vater inmitten der brandenburgischen protestantischen Region unbeirrt seinen katholischen Glauben weiterlebte und Sonntag für Sonntag mit dem Fahrrad in die im Nachbarort gelegene Kirche fuhr. Der Hohn und die Feindseligkeit, die er von den damaligen Mehrheits-Brandenburgern erntete, müssen es ihm wert gewesen sein: Neben der Religion traf er in der Kirche auch auf andere Vertriebene. So bedeutete ihm der Glaube wohl Halt und Heimat zugleich.

Seine Haltung zur „Heimat“ war dabei nicht festhaltend-besitzergreifend. Marion Dönhofs berühmte Worte aus dem Jahr 1988 geben sie wieder: „Ich kann mir nicht vorstellen, dass der höchste Grad der Liebe zur Heimat dadurch dokumentiert wird, dass man sich in Hass verrennt gegen diejenigen, die sie in Besitz genommen haben, und dass man jene verleumdet, die einer Versöhnung zustimmen ... Vielleicht ist dies der höchste Grad der Liebe: zu lieben, ohne zu besitzen.“

Als ich mit meiner Mandatsannahme auch die Berichterstattungen für Nationale Minderheiten, Aussiedlerfragen sowie Migration und Integration im Innenausschuss des Deutschen Bundestages übernahm, hat sich die Geschichte für mich abermals gereimt. In der Verknüpfung dieser drei Themen liegt nach meinem Verständnis ein Schlüssel für erfolgreich gelebte Pluralität: Aussiedler- und Vertriebenenthemen können unser Selbstvertrauen inmitten der Transformation zur Migrationsgesellschaft stärken. Anders herum wächst eine Offenheit für die Anliegen von den Vertriebenen, die sich in etwa an Dönhoff orientieren.

Hierzulande existiert eine lange kollektive Erfahrung um die Wechselwirkungen des Eigenen und Fremden, von Willkommenskultur und Fremdenfeindlichkeit, von Hilfsbereitschaft und Rassismus, von Integration, Assimilation oder dauerhaft empfundenem Exil. Vielfach wurden die „fremden Deutschen“ nach dem Krieg diffamiert, waren nicht willkommen. Heute wissen wir, dass die Ankunft von 14 Millionen Flüchtenden und Vertriebenen das Land fundamental verändert, ja revolutioniert hat. Die Pluralität und Verschiedenheit haben uns gutgetan.

Wenn ich in der Familiengeschichte Antworten finde, weiß ich, dass 14 Millionen weitere Familien solche und ähnliche Erinnerungen wie ich haben dürften, die die Kraft haben, das vermeintlich Fremde ganz nah, nämlich in die eigene Familie zu rücken. Daraus können Verständnis und gelebte Integration entstehen. Das gibt mir große Zuversicht für unsere gemeinsame Zukunft.

Sylvia Lehmann (SPD) ist Mitglied des Deutschen Bundestages, dessen Ausschuss für Inneres und Heimat sie als ordentliches Mitglied ebenso angehört wie auch der Arbeitsgruppe Migration und Integration der SPD-Bundestagsfraktion. Die 1954 in Schorbus geborene Industriekaufrau ist Mitglied im Parlamentarischen Beirat der Stiftung für das sorbische Volk und im Deutschen Komitee UNICEF.

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

in den letzten beiden Nummern haben wir Ihnen die Probleme des *Westpreußen* geschildert und Ihnen erläutert, auf welche Weise wir diese Schwierigkeiten zu bewältigen versuchen.

Dabei ist freilich auch deutlich geworden, dass auf die geschilderte Art zwar die Finanzierung der Zeitung abgesichert werden kann, dass unsere Bemühungen insgesamt aber, anders als in früheren Zeiten, dadurch kein tragendes Fundament mehr finden können: Auch wenn der *Westpreuße* auch in Zukunft noch erstellt, gestaltet, gedruckt und versandt werden kann, ist damit seine Infrastruktur – die Redaktionsräume, das Archiv und die Abonnenten-Betreuung – nicht gesichert.


Erst recht ließen sich alle weiteren Aktivitäten – die Tagungen und Kongresse, die übrigen Publikationen, die Pflege der Bibliothek und nicht zuletzt die Vertretung unserer Sache im politischen Raum – nicht länger fortführen.

Aus diesen Gründen ist es für die WESTPREUSSISCHE GESELLSCHAFT lebenswichtig, Mitglieder zu gewinnen, die mit ihrem regelmäßigen Beitrag für unsere Arbeit eine feste, kalkulierbare Grundlage schaffen.

Und aus diesen Gründen wollen wir nun auch Sie bitten, sich an dieser „Aktion für Westpreußen“ zu beteiligen und uns die beiliegende Beitrittserklärung ausgefüllt zurückzusenden.

In der zuversichtlichen Hoffnung, dass sich viele von Ihnen zu diesem Schritt bewegen lassen, bleibe ich mit guten Wünschen für Sie und – auch im Namen des gesamten Vorstandes –




mit herzlichen Grüßen
Ihr


(Erik Fischer)

MIT BILDERN AUS WESTPREUSSEN DURCH DAS JAHR 2021

Der neue WESTPREUSSEN-KALENDER 2021 präsentiert die Vielfalt des unteren Weichsellandes:



-  13 zweiseitig bedruckte Blätter mit Spiralbindung und Aufhänger, davon
-  12 Kalenderblätter mit großformatigen Ansichten von Baudenkmalern und Naturschönheiten, die den Betrachter stimmungsvoll durch das Jahr begleiten,
-  zu jedem Foto auf der Rückseite eine Erläuterung.

Der Kalender ist vorzüglich als Geschenk für Freunde und Partner – auch in Polen – geeignet:

Die Monatsnamen und Kommentare erscheinen zweisprachig.

Im Format DIN A4 kostet der WESTPREUSSEN-KALENDER € 10,80, im Format DIN A3 kostet er € 19,80 – beide Preise verstehen sich jeweils inkl. MwSt., Porto und Verpackung.

Bestellungen erbitten wir

per Telefon: 025 06/3057-50

per E-Mail: info@westpreussische-gesellschaft.de

per Post: Westpreussische Gesellschaft

Mühlendamm 1, 48167 Münster-Wolbeck

oder über das Internet-Formular:

der-westpreusse.de/kalender2021

Diejenigen, die den Kalender 2021 als Leser des *Westpreußen* erhalten und bezahlt haben, brauchen **nicht zu bestellen**, weil wir ihnen wieder ein Exemplar im DIN A4-Format **automatisch zusenden**. – Wenn Sie diesmal allerdings **keine Lieferung** wünschen oder **statt des DIN A4-Formats** lieber einen **DIN A3-Kalender** erhalten wollen, bitten wir Sie, uns von Ihrer **Um- oder Abbestellung spätestens bis zum 17. November** in Kenntnis zu setzen.

Bei Bestellung einer größeren Anzahl von Exemplaren gewähren wir auf beide Formate **Preisnachlässe** von 10% (ab 5 Stück) bzw. bei größeren Mengen nach Absprache.



Der Gebäudekomplex des Kunst-Zentrums

DIE »ZEICHEN DER ZEIT« – EIN ZENTRUM FÜR ZEITGENÖSSISCHE KUNST IN THORN

Am Rande der Thorner Altstadt, in der Nähe des Marschallamtes und des Kultur- und Kongresszentrums JORDANKI (das in DW 4/2020 vorgestellt worden ist), steht ein auffälliges, attraktives Gebäude: Es beherbergt seit 2008 das Zentrum für zeitgenössische Kunst, das den Namen *Znaki czasu* [Zeichen der Zeit] trägt.

Dies ist seit 1939 das erste Haus, das in Polen überhaupt für die moderne Kunst gebaut wurde. Seine Fassade aus Backstein soll mit den historischen Objekten der Altstadt korrespondieren, zugleich realisiert es ein höchst aktuelles architektonisches Konzept. Es besteht aus einer Reihe von Modulen, die allesamt auf der Grundfläche eines Quadrats mit einer Seitenlänge von 49,40 m errichtet sind. In eine der Einheiten ist als gläserner Zylinder das Treppenhaus eingepasst.

Im Erdgeschoss befinden sich ein Kino mit 136 bequemen Plätzen, ein Café, eine Kunstbuchhandlung sowie ein – nach dem berühmten, aus Thorn stammenden Naturwissenschaftler Samuel Thomas von Soemmerring benannter – Lesesaal, in dem bis zu 50 Besucher die Bestände der Bibliothek nutzen können. Der erste und zweite Stock bieten eine insgesamt 4.000 m² umfassende Fläche, die – zudem mit wechselnden Raumhöhen zwischen 3,70 bis 7,26 m – für mehrere parallele Ausstellungen genutzt werden kann. Im dritten Stock sind 13 Büroräume und ein weiteres Café sowie eine mehr als 500 m² große Terrasse mit Sicht auf den Jordangarten (Jordanki) und den Rapacki-Platz. Dort



Blick zum ehemaligen Reichsbank-Gebäude, dem heutigen Museum der Universität



Einladung zur entspannten gemeinsamen Reflexion über zeitgenössische Kunst

FOTOS: PIOTR OLECKI

kann man Veranstaltungen oder kurzfristige Ausstellungsprojekte organisieren. Bei gutem Wetter besteht auch die Möglichkeit, unter freiem Himmel zu grillen. Überdies bietet das in Gänze barrierefrei angelegte Gebäude im Souterrain neben der Tiefgarage Konferenzräume und einen Konzertsaal.

Die Anfänge dieses kühnen Vorhabens reichen ins Jahr 2004 zurück. Am 13. März 2004 fand im Großen Saal des Thorner Rathauses eine Veranstaltung mit dem Titel „Jeder Zeit ihre Kunst“ statt. Anwesend war auch der damalige Kulturminister Waldemar Dąbrowski, der das Na-



Das Foyer mit dem kleinen Café und dem Wegweiser zu den einzelnen Sonderausstellungen



Der Soemmerring-Lesesaal mit der Bibliothek



PANORAMA

Blickschiene zur Altstadt. Im Hintergrund ist der Giebel der ehemaligen Gewerbeschule zu sehen. Das Gebäude wird heute von der geisteswissenschaftlichen Fakultät der Universität Thorn genutzt.

tionale Kulturprogramm *Znaki Czasu* inaugurierte. In dessen Rahmen sollten in den Hauptstädten der 16 Woiwodschaften (darunter in Thorn) Kunst-Sammlungen entstehen. Die Aufgabe dieser Institutionen sollte sein, moderne Kunstwerke, die innerhalb der jeweiligen Region entstanden, zu sammeln und zu präsentieren, dadurch die Bürgerinnen und Bürger auf die eigenen ästhetischen Qualitäten der Gegenwartskunst aufmerksam zu machen und sie ihnen möglichst zu erschließen. Noch im September des gleichen Jahres erklärte die polnische Regierung dieses Programm mit hoher Priorität zum Teil der Nationalen Strategie für die Kulturentwicklung.

Ohne Verzögerungen wurden 2004 der Flächennutzungsplan erstellt sowie eine Ausschreibung veröffentlicht, bei der sich der Architekt Edward Lach mit dem Breslauer Planungsbüro R2 erfolgreich durchsetzte. Die Bauarbeiten begannen am 27. Oktober 2006 und endeten im Dezember 2007; am 14. Juni 2008 fand dann die offizielle Eröffnung des Zentrums statt. Der Bau kostete ca. 40 Mio. Złoty, wobei die meisten Gelder von der EU kamen, während der Kulturminister und die Thorner Stadtregierung jeweils 5 Mio. Złoty übernahmen. Das Kulturministerium beteiligt sich auch weiterhin an der Finanzierung und hat das Zentrum *Znaki czasu* in das Register der Nationalen Institutionen eingetragen.

Schon während der ersten Initiativen des Jahres 2004 hatte Waldemar Dąbrowski der Stadt für das zukünftige Zentrum zwei Kunstwerke geschenkt – als Ansporn und Impuls für die Aufnahme der Sammlungstätigkeit. Dies waren Arbeiten des schon arrivierten Malers und Grafikers Edward Dwurnik (1943–2018) bzw. des noch jüngeren (1974 geborenen) Krakauer Künstlers Marcin Maciejowski. Für den weiteren Aufbau der Sammlung, der vor allem – aber nicht ausschließlich – die regionale Produktion im Blick behalten und durch Ankäufe fördern sollte, wurden Zuschüsse des Ministeriums sowie der Woiwodschaftsregierung zugesagt. Zusätzlich müssen freilich auch private Spenden eingeworben werden. Zu diesem Zweck wurde die „Gesellschaft der Freunde der Bildenden

Kunst „Die Zeichen der Zeit“ (Stowarzyszenie Przyjaciół Sztuk Pięknych *Znaki Czasu*) ins Leben gerufen. Den Vorsitz hat Marek Żydowicz inne, der Geschäftsführer der Stiftung „Tumult“; und das zivilgesellschaftliche Engagement dieser Vereinigung trägt einen wesentlichen Teil dazu bei, dass das Zentrum eng mit dem Kulturleben der Stadt verwoben ist und sich als Ort zu etablieren vermocht hat, an dem spannende aktuelle künstlerische Entwicklungen wahrgenommen werden können und sich durchaus auch Zeichen der Zeit lesen und deuten lassen.

st Piotr Olecki



Blick in eine der drei Sonderausstellungen

Notizen aus ... der Dreistadt

DIE „ZWEITE WELLE“ Am 15. Oktober wurden Danzig und Gdingen sowie mehrere weitere Kreise der Woiwodschaft Pomorze von der polnischen Regierung zur „roten Zonen“ erklärt. Für Zoppot galt dies schon seit dem 3. Oktober. Die Entscheidung wurde durch das drastische Anwachsen von SARS-CoV-2-Infektionen erzwungen: vom 2. bis zum 15. Oktober hatten sich weitere 824 Personen in Danzig angesteckt, und in Zoppot und Gdingen kamen 393 bzw. 87 Ansteckungsfälle hinzu. Die Zugehörigkeit zu einer „roten Zone“ führt zu einer Reihe von Einschränkungen wie zur Begrenzung der Zahl von Fahrgästen in öffentlichen Verkehrsmitteln, von Kunden in den Geschäften, von Gläubigen während eines Gottesdienstes oder von Teilnehmern an einer Kulturveranstaltung. Verboten sind nun Hochzeitsfeiern und Totenmäher, während alle öffentlichen Versammlungen auf bis zu zehn Teilnehmer beschränkt bleiben. Abgesagt wurden bereits mehrere Massenveranstaltungen wie die öffentlichen Silvesterfeiern in Danzig und Gdingen; die Danziger Buchmesse wurde auf den Juni 2021 verschoben, und höchst wahrscheinlich kann in diesem Jahr auch der Danziger Adventsmarkt nicht stattfinden. Ihre Pforten schlossen für Besucher schon das Museum von Zoppot (am 3. Oktober) sowie seit dem 19. Oktober fast alle Niederlassungen des Nationalen Maritimen Museums, mit der Filiale in Bodenkamp als einziger Ausnahme. – Eine große Herausforderung bilden in dieser Lage die Festlichkeiten, die mit dem Allerheiligen- und Allerseelentag verbunden sind; denn an diesen Feiertagen besuchen alle Polen traditionsgemäß die Gräber ihrer Verwandten und unternehmen zu diesem Zwecke sogar weite Reisen. In diesem Zusammenhang erteilte der Elbinger Bischof Jacek Jezierski, der nach der Pensionierung von Sławoj Leszek Głódź zum Apostolischen Administrator des Bistums Danzig ernannt wurde, allen Älteren und Kranken sowie deren Pflegern und allen Mitarbeitern des Gesundheitswesens eine Dispens vom Sonntagsgottesdienst.

ANIMATION Am 16. Oktober hatte ein Zeichentrickfilm über Daniel Chodowiecki seine Uraufführung. Die Regie führte Jakub Pączek; und von ihm stammt auch das Drehbuch. Dieser



FOTOS: ANNA LABUDDA

DREHSTEG Im Flussbett der Mottlau ist eine drehbare Fußgängerbrücke entstanden, die die Heilig-Geist-Gasse (ul. Świętego Ducha) mit der Speicherinsel verbindet. Der Steg, der sich auf einem 100 t schweren Sockel befindet, ist 57 m lang und 4,5 m breit. Sein Erscheinungsbild erinnert an ein aus dem Wasser auftauchendes Unterseeboot. Die Überquerung ist – anders als bei der Klappbrücke zum Bleihof – nach einem festgelegten Zeitplan im Halb-Stunden-Takt möglich und wird über das Hafenamts der Danziger Marina geregelt, das für das notwendige Bedienungspersonal sorgt. Der Steg, der seit dem 3. September in Betrieb ist, verdankt sich einem Joint Venture von öffentlichen und privaten Partnern, die auch die weitere Betreuung der Brücke übernehmen.

Anna Labudda

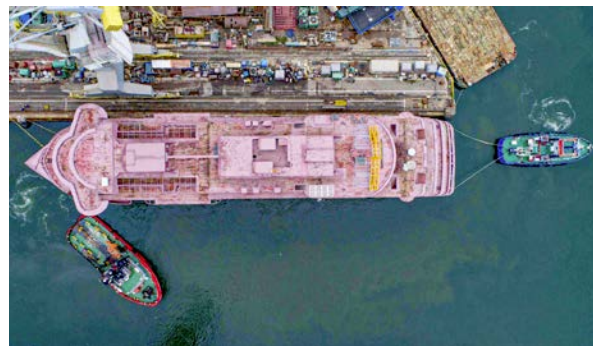
Kurzfilm bietet eine geistvoll-witzige und kreative Erzählung, in der der Danziger Zeichner als Ich-Erzähler – mit der Stimme des Schauspielers Mirosław Haniszewski – seine abwechslungsreiche Lebensgeschichte vor dem Hintergrund der Ereignisse im Zeitalter der europäischen Aufklärung schildert. Bei allen Szenen wurden Zeichnungen von Chodowiecki und anderen Künstlern, die ihn darstellten oder sich von ihm inspirieren ließen, als quasi vorfindliches Film-Material (im Sinne von „stock footage“) ein-

gesetzt, wobei die Filmemacher auf eine große Privatsammlung des Nachlasses von Chodowiecki in Krakau zurückzugreifen vermochten. Im Nachspann erfahren die Zuschauer übrigens, dass Chodowieckis Werke auch Stanley Kubrick bei seiner Arbeit an *Barry Lyndon* Anregungen geboten haben. Der fünf Minuten lange Film *Chodowiecki* kann auf YouTube auch mit englischen Untertiteln angeschaut werden: [youtube.com/watch?v=PEZ6NZ5kick](https://www.youtube.com/watch?v=PEZ6NZ5kick).



FOTOS: WERFT CRIST

Virtuelle Veranschaulichung



SPEZIELLE REISEZIELE In der Gdingener Werft CRIST wurde ein luxuriöses multifunktionelles Ausflugsschiff gebaut, das speziell für den immer beliebter werdenden Arktis- und Antarktis-Tourismus eingesetzt werden kann. Nach der NATIONAL GEOGRAPHIC ENDURANCE ist die NATIONAL GEOGRAPHIC RESOLUTION nun schon das zweite Schiff dieser Art, das in dieser Werft entstanden ist. Das Schiff misst 125 m in der Länge sowie 20 m in der Breite und soll Raum für über 100 Passagieren bieten. Es hat den Hafen verlassen und ist nach Norwegen geschleppt worden, weil dort dann der Endausbau vorgenommen werden soll.

Joanna Szkolnicka

„GELBE ZONE“ Die Corona-Situation ist im Vergleich mit anderen Städten und Regionen noch überschaubar. Die Gesundheitsbehörde teilte am 17. Oktober mit, dass sich 143 Menschen in der Stadt sowie 44 weitere im Kreis mit Covid-19 infiziert hätten und davon fünf im Krankenhaus behandelt werden müssten. 778 Personen in Elbing – sowie 156 innerhalb des Kreises – waren unter häusliche Quarantäne gestellt worden, und davon waren inzwischen 99 Personen (65 bzw. 34 im Kreis) bereits mit negativem Ergebnis getestet worden. Als Herde der aktuellen Infektionen erwiesen sich Grundschulen, das Woiwodschaftskrankenhaus, die Möbelfabrik WÓJCIK sowie das Priesterseminar. Dort allein erkrankten insgesamt 35 Studierende, Lehrende und Mitarbeiter. – Aufgrund der bisherigen Entwicklung des Infektionsgeschehens bilden Stadt und Kreis jetzt eine sogenannte „gelbe Zone“. Das bedeutet, dass ausnahmslos Mund-Nasen-Bedeckungen getragen werden müssen, Fitnessstudios geschlossen bleiben und für die Zahlen der Besucher von Geschäften, Kirchen oder Konzerten sowie der Gäste von Hochzeiten und anderen Festen strengere Begrenzungen gelten.

ZUKÜNFTIGER BUSBETRIEB Der Busbetrieb im ÖPNV wird bislang teils von städtischen, teils von privaten Unternehmen getragen. Für die Jahre 2021 bis 2027 hat der Magistrat jetzt eine Neuausschreibung veranstaltet und dabei zwei Pakete geschnürt. Das eine Paket besteht aus einer Verkehrsleistung von 7 Mio. Wagenkilometern mit 19 Bussen à 87 Fahrgästen; das andere sieht 8,4 Mio. Fahrzeugkilometer sowie 23 Busse mit jeweils 60 Passagieren vor. Den Zuschlag für dieses zweite Paket erhielt ein Konsortium aus zwei Staatlichen Busgesellschaften aus Gostynin bzw. Grodzisk Mazowiecki, zwei Städten in der Woiwodschaft Masowien, beim Betrag von 62,7 Mio. Złoty. Bei der anderen, ersten Tranche war zunächst das Gebot der Staatlichen Elbinger Busgesellschaft zum Zuge gekommen, war dann aber aufgrund von Protesten anderer Bewerber aus dem Verfahren ausgeschlossen worden, weil es sich bei der Summe von 44,3 Mio. Złoty offensichtlich um einen wettbewerbsverzerrenden Dumpingpreis handelte.

Virtuelle Entwurfsskizze des neuen Gebäudes



ABBILDUNG: HYDROPRESS.PL

„HYDROPRESS“ EXPANDIERT Innerhalb des neuen Industriegebiets, das in Elbing-Modrzewina (dem früheren Lärchwalde) entsteht, wurde jetzt an der Sulima-Straße mit dem Bau eines neuen Produktions- und Logistikzentrums begonnen. In der Halle, die eine Fläche von 7.000 m² umfasst, wird das Unternehmen HYDROPRESS hydraulische Getriebe fertigen und für den Vertrieb magazिनieren. Die Kosten werden auf mindestens 10 Mio. Złoty veranschlagt.



Cover des Katalogs zu einer Retrospektive, die zu Janusz Hankowskis 80. Geburtstag (2013) in der GALERIA EL veranstaltet worden ist

TOD EINES BERÜHMTEN KÜNSTLERS Am 12. Oktober 2020 ist Janusz Hankowski im Alter von 87 Jahren verstorben. Der vielseitige Künstler, dessen Werke auch in Deutschland Beachtung fanden, war seit Beginn der 1960er Jahre in Elbing tätig und gab der urbanen Kultur wesentliche Impulse. Gemeinsam mit seinem langjährigen Freund Gerhard Jürgen Blum-Kwiatkowski hatte er in der Industriestadt Elbing schon 1961 den Mut, der modernen Kunst einen Ort zu schaffen. Auch der Name der bis heute höchst erfolgreich arbeitenden GALERIA EL geht auf Hankowski zurück. Unübersehbare Spuren seines Wirkens haben im Stadtbild zudem die vielen Plastiken hinterlassen, die im Rahmen der von ihm initiierten „Biennale der Raumformen“ über lange Zeit entstanden sind.



FOTO: REGIONALNY ZARZĄD GOSPODARKI WODNEJ W GDANSKU

ELBINGER KANAL OHNE WASSER Der Oberländische Kanal ist bis heute eine große Sehenswürdigkeit, und zwar nicht nur in der Sommersaison; denn im Herbst wird zwischen den fünf geneigten Ebenen das Wasser abgelassen, damit dort notwendige Reparaturen durchgeführt werden können. Das dadurch entstehende ungewohnte Bild ist auch für Touristen sehr attraktiv. Am Samstag, dem 17. Oktober, wurde die wasserlose Phase mit dem „Tag des trockengelegten Kanals“ eröffnet. Von dieser Bezeichnung sollte man sich jedoch nicht in die Irre führen lassen: Die Nutzung von Gummistiefeln ist für Besichtigungen dringend angeraten.

Bartosz Skop

Marientburg

KONTAKTAUFNAHME Am Samstag, dem 17. Oktober, traf im Jerusalem-Hospital eine Besuchergruppe aus Ansbach und Umgebung mit Vertretern des Fördervereins und dem Bürgermeister von Malbork, Marek Charzewski, zusammen. Es war der erste, noch inoffizielle Besuch einer Delegation dieser Stadt, die unter der Leitung von Dr. Jürgen Danowski stand. Das 50 km von Nürnberg entfernt liegende Ansbach ist Sitz der Regierung und der Verwaltung des Bezirks Mittelfranken, der Partnerschaften mit

der Woiwodschaft Pomorze sowie mit der französischen Region Nouvelle-Aquitaine unterhält. Zudem verfügt die Stadt über eine eigene Universität, und in ihrer reichen Geschichte hat sie – nicht zuletzt über Herzog Albrecht von Brandenburg-Ansbach, dem letzten Hochmeister des Deutschen Ordens in Preußen – enge historische Verbindungen mit dem Land an der unteren Weichsel. Dr. Danowski leitet ein Anwaltsbüro in Ansbach und ist dort für kulturelle Kontakte mit anderen europäischen Städten verantwortlich. Bislang bestehen schon fünf Partnerschaften zwischen Orten in Bayern und solchen in der Woiwodschaft Pomorze. –

Die Vertreter der Stadt Ansbach überbrachten Bürgermeister Marek Charzewski Grüße und Geschenke ihres Bürgermeisters Deffner, verbunden mit dem Wunsch, dass kulturelle und wirtschaftliche Kontakte die beiden Städte in Zukunft näher zueinander bringen können. Nachdem die Delegation sich bei Kaffee und Kuchen unterhalten und das Jerusalem-Hospital besichtigt hatte, besuchte sie mit dem Burgführer Adam Chęć das Schloss und brach dann nach Frauenburg auf. Alle Teilnehmer äußerten den Wunsch, schon im nächsten Jahr wiederzukommen und die Zusammenarbeit möglichst weiterzuentwickeln.

MODELL-SCHLOSS-BAUMEISTER Seit ein- einhalb Jahren ist der Platz an der Einmündung der Nicolaus-Fellenstein-Straße (Sierakowski-) in die Große Geistlichkeit (Piłsudski-Straße) leer. Bis dahin hatte sich hier, in unmittelbarer Nähe zur Burg, über zehn Jahre ein Modell des Schlosses befunden, das allerdings häufig durch Vandalismus – zuweilen auch versehentlich von Touristen – beschädigt wurde, so dass sich die Stadtverwaltung entschied, keine weiteren Mittel mehr für die ständigen Reparaturen ausgeben zu wollen. Deshalb wurde die Miniatur im Feb-

ruar 2019 unter Protest etlicher Bürger abgebaut. Wenig später ergriffen einzelne Unternehmer und der beim Bürgermeister der Stadt angesiedelte Wirtschaftsrat die Initiative und fassten den Entschluss zum Wiederaufbau des Mini-Schlosses im Maßstab 1:30. Das Projekt wurde mit dem Schlossmuseum abgestimmt, und es wurde beim Bezirksamt sogar die erforderliche Baugenehmigung beantragt. Daraufhin entstanden die Fundamente sowie der Bürgersteig, der die Fläche umschließt. Die Hoffnung, dass die Einrichtung noch 2019 abgeschlossen werden

konnte, erwies sich freilich als trügerisch. Desgleichen wurden verschiedene Termine, die für 2020 angekündigt worden waren, inzwischen wieder abgesagt. Jüngst gab nun Jarosław Filipczak, der Präsident des Wirtschaftsrats, bekannt, dass die Miniatur im Frühjahr 2021 eingeweiht werden soll.

Als Baumeister der Miniatur-Burg hat sich der Künstler Piotr Banasik gewinnen lassen. Er wurde in Elbing geboren und wuchs in Königsdorf und Marienburg auf. Hierher kehrte er nach seinem Studium in Warschau zurück und ist der Öffentlichkeit im Laufe der Jahre durch mehrere Arbeiten bekannt geworden. Er entwarf beispielsweise eine Gedenkmedaille, die eine Delegation von polnischen Universitätsrektoren Papst Johannes Paul II. überbrachte, oder schuf Gemälde, auf denen er nach vorliegenden Bildquellen die berühmten Schauspieler Władysław Hańcza (1905–1977) und Zbyszek

Cybulski (1927–1967) darstellte. In ähnlicher Weise malte er auf Wunsch des polnischen Botschafters in Dänemark ein Porträt von Königin Margrethe II., das er ohne eine persönliche Begegnung allein aufgrund fotografischer Abbildungen fertigte. Der Blick auf die Aufgabe, die bei der Neuerrichtung des Miniatur-Schlosses zu bewältigen ist, zeigt rasch, dass die früheren kurzfristigen Termin-Prognosen unrealistisch waren. Jedes einzelne Element muss sorgfältig modelliert, als Form aus Silikon fixiert und dann aus Beton gegossen werden. Hinzu kommen Ziegel und Bauelemente aus Holz, Stein, Stahl und Bronze. Darüber hinaus müssen Details wie Fugen-Verläufe oder leicht konkave Wandflächen gestaltet werden; die Tore sollen natürlich nicht nur aus Holz gefertigt, sondern zudem beweglich sein; und die unterschiedlichen Maßwerke, die die Fenster des Hochmeisterpalastes aufweisen, werden getreulich imitiert. Schließlich soll das Modell auch noch möglichst präzise dem historischen Zustand entsprechen, den Conrad Steinbrecht (1849–1923), der „Retter der Marienburg“, geschaffen hatte. Nun aber scheint für Piotr Banasik die Zeit für eine seriöse Prognose des Projekt-Abschlusses gekommen zu sein: Er rechnet damit, dass das Schloss-Modell im nächsten Frühjahr fertig aufgestellt und der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden kann, und weist ergänzend darauf hin, dass er die vielen Monate, die er bislang für diese Arbeiten investieren musste, nicht bedauert und diese Aufgabe in Kenntnis der Konsequenzen sogar ein zweites Mal übernehmen würde. – In jedem Falle haben die Bürger der Stadt nun einen neuen Zielpunkt, auf den hin sie ihre gespannten Erwartungen richten können.

Marek Dziezic



Das bekannte und beliebte Miniatur-Modell in seinem früheren Zustand (Aufnahme aus dem Herbst 2017)



QUELLE: MALBORK.NASZEMIASTO.PL



Kujawien-Pommern

STADTBILD MIT WOLKENKRATZERN? Die Thorner Ratsherren haben einen Entwicklungsplan für das Stadtviertel Winnica (Weinberg) angenommen. Es geht dabei um das östlich der neuen General-Elżbieta-Zawacka-Brücke an der Weichsel gelegene Terrain. Vier Hektar der insgesamt 45 ha großen Fläche sollen für Wohnhäuser verplant werden, 30 für Grünanlagen und drei für Dienstleistungen. Zwei Thorner Architektinnen vom Büro A-SYMETRIA, Agata Kołodzińska und Anna Trzeciak, haben

bereits zwei Hochhäuser entworfen. Die Gebäude wären mit 32 Stockwerken 150 m bzw. mit 27 Stockwerken 130 m hoch. Die Nutzfläche der beiden Häuser würde 36.000 m² betragen. Dieser Entwurf entspricht aber noch keinem konkreten Projekt, sondern entspringt zunächst nur einer Vision, die freilich in der virtuellen Entwurfsskizze schon durchaus zu beeindrucken vermag. Die Entscheidung liegt nun beim Investor, der Firma CALOR, und der städtischen Planungsabteilung, denn zunächst geht es um die Klärung, ob in dieser Gegend überhaupt solche „Skyscraper“ errichtet werden dürfen.



Virtuelle Entwurfsskizzen der neuen Bebauung



FOTOS: PIOTR OLECKI

KONKRETE MASSNAHMEN Schon seit mehr als zehn Jahren bemühen sich die Liebhaber der alten Bausubstanz von Thorn darum, das Mietshaus in der Bromberger Straße 50/52 vor dem Verfall zu retten. Diese lange Zeit hat endlich ihr Ende gefunden, denn die Renovierung wird nun tatsächlich vorgenommen. Fünf Firmen haben bereits auf die Ausschreibung reagiert. Die Kostenkalkulationen der Angebote variierten zwischen 16,5 und 19,5 Mio. Złoty. Den Zuschlag erhielt die Thorner Bauunternehmung BUD-

EKO, die das niedrigste Gebot eingereicht hatte. Die Stadtverwaltung wird dieses Vorhaben im Rahmen des Gemeinde-Revitalisierungsprogramms finanzieren. In einer ersten Etappe wird das Gebäude Nr.50 wiederhergestellt. Es soll zukünftig der *Toruńska Agenda Kulturalna* zur Verfügung stehen und somit Zwecken der städtischen Kultur-Förderung dienen. Das Gebäude Nr. 52 hingegen wird der Sozialarbeit gewidmet: Nach der Renovierung nimmt dort das Städtische Sozialhilfe-Zentrum seinen Sitz. Für die Durchführung und Fertigstellung wurde ein Zeitrahmen von 14 Monaten vereinbart.

Die Geschichte dieses bemerkenswerten Gebäudes begann im Frühling 1899. Damals kaufte der bekannte Thorner Bauunternehmer Konrad Schwarz das Grundstück und errichtete dort das zu dieser Zeit größte Gebäude in der Bromberger Vorstadt. Den Entwurf verfertigten speziell für ihn die renommierten Berliner Jugendstil-Architekten Gustav Erdmann und Ernst Spindler. Das Haus mit der Nr. 50 bezog der Besitzer mit seiner Familie, im Nebengebäude mit der Nr. 52 befanden sich hingegen Mietwohnungen. Nach 1920 blieb die Familie Schwarz in Thorn, und Konrad Schwarz verstarb erst kurz vor Beginn des Zweiten Weltkrieges.



Drei der sechs in Thorn installierten Plastiken von Jerzy Kędziora

GLEICHGEWICHT Fast allen Brombergern und Besuchern der Stadt ist die Skulptur des jungen Mannes vertraut, der auf einem Seil über der Brahe balanciert. Vom 6. Oktober bis zum 15. November haben jetzt die Einwohner von Thorn die Gelegenheit, in der Breiten Straße sechs Arbeiten zu bewundern, die von demselben Künstler geschaffen worden sind. Sie stammen von Jerzy „Jotka“ Kędziora, einem bekannten Bildhauer, Maler und Dozenten, der nach seinem Studium an der Kunstakademie in Danzig eine Vielzahl

von Werken schuf, bei Ausstellungen in Polen wie im Ausland – von Dubai, über Long Island und Palm Beach sowie über Amsterdam, Berlin und Prag bis nach Singapur – große Beachtung fand und etliche renommierte Preise gewann.

Die Skulpturen, die unter dem Titel „Zum Gleichgewicht“ präsentiert werden, resultieren aus Überlegungen des Künstlers zu den Systemtransformationen in den späten 1980er und den anschließenden 1990er Jahren. Mit einiger Besorgnis ging er der Frage nach, wie sich die

Menschen – im Schwebzustand zwischen dem Alten und dem Neuen – in der neuen Realität mit ihren veränderten Regeln zurechtfinden. Zunächst hatte er sich für kinematische Kunst interessiert und Formexperimente unternommen. Seine Auseinandersetzung mit Phänomenen des Wandels und Übergangs führte ihn dann schließlich zu seiner Gestaltungsweise der „balancierenden Skulpturen“.

Piotr Olecki

DAS ZWEITE LEBEN EINES SCHULGEBÄUDES

Einladung zum Urlaub nach Cadinen

Schon seit dem Mittelalter gehörte Cadinen zu den Lieblingsorten der Machteliten. Dies galt für die Komture von Elbing nicht anders als späterhin für Wilhelm II. oder dessen Enkel Louis Ferdinand, der seinen dortigen Wohnsitz erst im Januar 1945 aufgab. Danach folgte eine längere Phase des Stillstands. Seit der politischen Wende der Jahre 1989/90 aber hat sich Kadyny (wie der jetzige Name lautet) zu einem beliebten Tourismus-Ziel entwickelt – und bietet als Ort, der inzwischen unter Denkmalschutz gestellt wurde, zudem reizvolle wechselseitige Verschränkungen von Gegenwart und Geschichte: Auf diese Weise finden beispielsweise Urlauber die Möglichkeit, sich im ehemaligen Schulgebäude des Dorfes einzulogieren.

Orientierung Malerisch am Frischen Haff wie am Fuße der Elbinger Höhe gelegen, lädt Cadinen mit seinem breiten Sandstrand zu unbeschwertem Badeurlaub ein und bietet zugleich auch Gelegenheiten für ausgedehnte Spaziergänge. Oberhalb des Orts ist das Reservat „Cadiner Wald“ (Kadiński Las) eingerichtet worden, und das Gebiet insgesamt gehört zum weiträumigen Naturschutzpark „Elbinger Höhe“. Zudem läuft die bedeutendste, fast 2.000 km lange Fahrradrouten *Green Velo* kurz nach ihrem Beginn in Elbing auch durch Cadinen. Die Haffuferbahn, früher ein regelrechter Touristen-Magnet, wird allerdings nicht mehr betrieben, und allen Hoffnungen, dass sie nochmals wiederbelebt werden könnte, ist mittlerweile wohl der Boden entzogen worden. Demgegenüber ist die bequeme Fahrt mit dem Auto von Elbing bzw. Braunschweig aus zwar weniger spektakulär, vermittelt trotzdem aber auch vielerlei reizvolle Eindrücke von der pittoresken Landschaft.

Die Besucher, die auf der Woiwodschaftsstraße von Elbing aus auf das Dorf zufahren,

begrüßt die berühmte „1.000-jährige Eiche“. Von hier aus kann man eine lange Treppe bis zur Höhe hinaufsteigen und wird für diesen Weg reichlich belohnt; denn dort oben befindet sich ein ehemaliges Franziskanerkloster, das durch private Initiativen vor dem Verfall bewahrt und schon weitgehend wiederaufgebaut worden ist. Der weniger steile Rückweg, der über eine Straße wieder zum Ort hinuntergeht, führt auf das Gelände des früheren Mustergutes mit dem Gestüt, dem Vorwerk und dem jüngst aufwändig renovierten Herrenhaus. Schließlich erreicht man bei diesem Orientierungsgang die Siedlung, die sich durch eine große Geschlossenheit der gesamten Anlage sowie durch die Einheitlichkeit der Haustypen, des Sichtmauerwerks und des neugotischen Stils insgesamt auszeichnet. Hier wurde offensichtlich eine kleine autarke Lebenswelt entworfen, die eine Reihe von Wohnhäusern, eine Post, ein Krankenhaus und natürlich auch eine Schule umfasste – und deren spezifische Planung und Absicht sich aus dem geschichtlichen Kontext genauer erschließen lassen.

Historischer Streifzug Cadinen ist bis heute durch Produkte bekannt, die ab 1903 in den dortigen *Königlichen Majolika- und Terrakotta-Werkstätten* entstanden: Einerseits durch Baukeramik, die reichsweit an markanten Stellen zum Einsatz kam, andererseits durch Ziergefäße sowie durch Tafelgeschirr, Wandteller oder Tierplastiken, die nach dem Ersten Weltkrieg im unverwechselbaren „Cadiner Stil“ hergestellt wurden und bei Auktionen als begehrte Sammlerstücke gehandelt werden.

Inhaber dieser erfolgreichen Werkstätten war Wilhelm II.: Er hatte das Gut Cadinen 1898 als Sommersitz erworben und 1899 eine moderne Dampfziegelei errichtet. Die Gründung dieses Unternehmens lag aufgrund der natürlichen Rohstoffvorkommen in dieser Region nahe, denn die Tonverarbeitung am Frischen Haff verfügte damals schon über eine jahrhundertlange Tradition. Darüber hinaus wollte der Monarch aber auch die Rolle eines sozialreformerischen *Pater familias* übernehmen, der sich bis in die Details um die



FOTO: HOTEL SREBRY DZWON

Blick auf das
Hauptgebäude
der Hotelanlage



Die Cadiner Schule (Aufnahme 1902/03)



Einladender Aufenthaltsraum



Detail aus dem ursprünglichen Interieur

Belange und das Wohlergehen der ihm anvertrauten Mitarbeiter kümmert. Deshalb ließ er nach dem Muster der werksgebundenen Wohnungsfürsorge, wie es in der Montanindustrie bereits seit längerer Zeit entwickelt worden war, die Siedlung in Cadinen bauen. In reiner Form, viel klarer, als dies z. B. in den Städten des Ruhrgebiets möglich war, schuf damit der Kaiser in einem idyllischen Ort am Frischen Haff eine von anderen Faktoren losgelöste, automome Einheit aus Lebens- und Arbeitswelt.

Wilhelm II. und seine Aktivitäten bilden freilich nur eine, wenn auch eine hervorstechende Etappe der Geschichte von Cadinen, die zumindest mit wenigen Strichen skizziert werden soll. Schon in der Prußenzeit bestand hier eine Burg, die später durch den Deutschen Orden besetzt wurde. In deutschen Quellen wird Cadinen erstmals im Mai 1255 erwähnt und blieb in der Verwaltung des Elbinger Komturs. 1431 wurde das Ordensgut an die Familie Johann von Baysens verpfändet, der wenig später zu den Mitbegründern des *Preußischen Bundes* (1440) gehörte und im März 1454 vom polnischen König zum ersten „Gubernator“ (Statthalter) der Lande Preußen ernannt wurde. Aus seiner Zeit soll die mächtige Eiche vor dem Dorf stammen, die heute Johann-von-Baysen-Eiche (Dąb Jana Bażyńskiego) heißt. Seit dem 16. Jahrhundert wechseln häufiger die Eigentümer; zu ihnen gehörten die Familie von Schlieben oder General Wilhelm Friedrich Karl Graf von Schwerin, bis 1804 der Elbinger

Kaufmann Daniel Birkner Cadinen erwarb. Von seiner Familie ging der Besitz dann 1898 auf den Deutschen Kaiser über.

Das Schulgebäude Kein geringerer als Conrad Steinbrecht, der „Retter der Marienburg“, entwarf das 1902 errichtete Schulgebäude, das höchstpersönlich einzuweihen Majestät sich keinesfalls nehmen lassen wollte. Dazu musste sie allerdings aus dem ostpreußischen Rominten anreisen, wo sie der Jagd nachging; und da der Kaiser dabei wohl besonders erfolgreich war und dieses Vergnügen noch nicht abbrechen wollte, wurde die Eröffnungsfeier kurzfristig um einen Tag verschoben.

Am 8. Oktober dann kam Wilhelm II. mit seinem Privatzug über Königsberg und Braunsberg nach Cadinen und wurde bei – für diese Jahreszeit nicht untypischem – regnerischem Wetter von den Schülern des Dorfes bei der 1.000-jährigen Eiche willkommen geheißen. Am nächsten Tag fand um 10 Uhr die Einweihung der Schule statt. Teilnehmen durften höhere Verwaltungsbeamte des Kreises, die beiden lokalen Schulinspektoren – der katholische Pfarrer aus Tolkemit und der evangelische aus Lenzen –, die Bauingenieure und Handwerker sowie die Schulkinder und andere Einwohner des Ortes. Über dieses Fest wurde selbstverständlicherweise auch in der Presse berichtet, und so findet sich in der *Elbinger Altpreussischen Zeitung* der folgende aufschlussreiche Bericht:

Beim Eintreffen des Kaisers sangen die Schüler das Lied: „Segne und behüte uns“. Der Erbauer des Gebäudes, Herr Maurermeister Alfred Müller, übergab am Eingange den Schlüssel dem Bauinspektor Herrn Neuhaus, letzterer überreichte ihn dem Kaiser, während Se. Majestät den Schlüssel dem Herrn Landrat von Etzdorf und dieser wieder dem Lokalschulinspektor Herrn Propst Matthae übergab. Darauf begaben sich die hohen Herrschaften in das Schulzimmer, woselbst auch die Schüler in dem neuen Heim auf den Bänken Platz nahmen. Der Kaiser nebst den Herren des Gefolges stand in dem Unterrichtszimmer vor den Schülern. Herr Propst Matthae hielt darauf die Weihrede. In derselben wurde dem Kaiser der wärmste Dank für das neue Schulhaus ausgedrückt. [...] Nach Verrichtung des Weihgebetes sangen die Schüler: „Großer Gott wir loben dich“. Damit war die Feier beendet. Auch besichtigte der Kaiser die einzelnen Räume des Schulgebäudes, in welchem auch die Diakonissen ihr Heim haben. Das Klassenzimmer zeichnet sich durch schönes Licht, welches drei große Fenster spenden, wie auch durch die praktischen Schulbänke neuesten Systems aus. Die Wände werden durch Bilder geschmückt, welche der Kaiser der Schule geschenkt hat. Wir sehen da die Bilder des Kaisers, der Kaiserin, des Kaisers Friedrich, der Kaiserin Friedrich, das Bild „Jesus und die Samariterin“, das Bild von Plockhorst: „Das erlauchte Haus Hohenzollern“ u. a.



Nebengebäude mit Apartments

Großzügige Wellness-Anlage

Das Schulgebäude konnte seine Funktion 101 Jahre lang erfüllen, so dass sich die etwas älteren Einwohner von Cadinen noch heute an den Klang der Schulglocke erinnern, die sie zum Unterricht rief oder die Pausenzeiten umrahmte. Diese alte Schulglocke wurde bei der Umwidmung des Gebäudes bewahrt und gab, als für das inzwischen dort eingerichtete Hotel ein Name gefunden werden musste, sogar den entscheidenden Impuls.



Zander in Sonnenblumenkernen auf Tomaten-Carpaccio



Die „geheimnisvolle Großmutter“

„Die silberne Glocke“ Durch seine neue Bestimmung blieb das Schulgebäude im Gesamtensemble des Dorfes unverändert erhalten. Im Inneren musste es zwar umgestaltet werden, dabei wurden aber charakteristische Details, die an den früheren Zustand gemahnen, spannend mit in das neue Design integriert. – Das Hotel, das im Polnischen *Srebrny Dzwon* heißt, bietet insgesamt 30 Zimmer, von denen 22 zur Kategorie „Standard“ gehören. Die acht „Deluxe“-Zimmer zeichnen sich durch eine besonders sorgfältige und gediegene Ausstattung aus. Darüber hinaus stehen auch drei Apartments zur Verfügung. Sie sind als Maisonettes angelegt, stilistisch jeweils individuell gestaltet und nach den Prinzessinnen Mita und Pogesana benannt, von denen preußische Legenden erzählen, sowie – gerade zwangsläufig – auch nach Cadina, der Tochter des Stammesfürsten Tolko, nach der die Ansiedlung schon vor der Ankunft des Deutschen Ordens ihren Namen erhalten hatte.

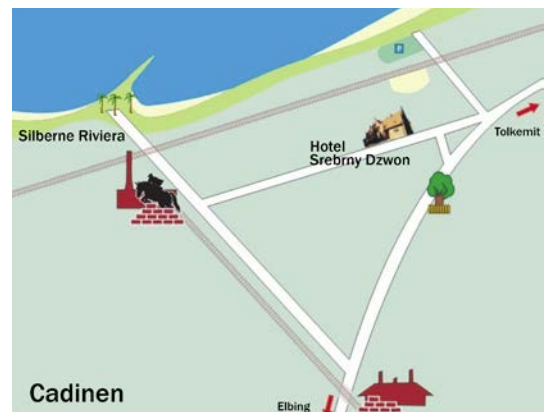
Die verschiedenen Unterkünfte bieten große Bequemlichkeiten, und ebenso wie der

freundliche Hotelservice bemüht sich auch der Küchenchef, die Gäste nach allen Regeln seiner Kunst zu verwöhnen. Im gemütlichen Restaurant oder auch auf der Terrasse werden Speisen aus der altpolnischen und europäischen Küche serviert. Neben Wild-, Fisch- und Pilzgerichten – insbesondere mit Steinpilzen aus der unmittelbaren Umgebung – gehören Piroggen nach Cadiner Art, mit gebratenen Äpfeln und Rübensoße, zu den Spezialitäten des Hauses.

Das Badevergnügen und die Erholung, die der nahegelegene Strand bietet, werden noch wesentlich durch das Spa erweitert, das mit seinen Wasserbecken und der großen Palette von Massage-Angeboten auch in der ganzen Region als Attraktion wahrgenommen und geschätzt wird. Dass diese Einrichtung schon mehrmals bei Spa-Wettbewerben mit Preisen ausgezeichnet worden ist, wird niemanden, der sie schon einmal besucht hat, noch wundernehmen.

Sofern sich bei – vor allem jüngeren – Gästen der Wunsch einstellt, nicht nur der Ruhe und Entspannung

zu frönen, sondern sich auch aktiv zu betätigen, hält das Management für sie eine knifflige Aufgabe bereit: Sie sollen sich auf die Suche nach einem Schatz Wilhelms II. machen, der angeblich auf dem Gelände der damaligen Schule versteckt worden ist. Um die Lösung zu finden, sollte man mit dem „Geist des Hauses“ in Kontakt treten, der seinerseits mit einem – im Erdgeschoss aufgehängten – Gemälde im Zusammenhang steht. Es zeigt eine vermeintlich geheimnisvolle „Großmutter“ – in der ein unbefangener Betrachter aber vielleicht auch die Kaiserin Auguste Viktoria erkennen könnte? **st Bartosz Skop**



einladung zu sonderausstellungen im unteren weichselland



DANZIG

Ein etwa 200 Jahre altes Steinzeug-Fass mit Butter, eine Querflöte aus dem 18. Jahrhundert, Überreste einer Matrosenbekleidung aus dem 1785 versunkenen Segelschiff GENERAL CARLTON, eine Glocke vom Achtermast der STEUBEN oder eine Schiffslampe von der WILHELM GUSTLOFF – dies sind nur einige der Gegenstände, die aus der Ostsee geborgen wurden und die jetzt in der Ausstellung *Do DNA. 50 lat archeologicznych badaŃ podwodnych Narodowego Muzeum Morskiego* [Bis zum Boden. 50 Jahre der archäologischen Unterwasserforschung des Maritimen Museums in Danzig] bis zum Jahresende gezeigt werden. Der Titel der Ausstellung ist bewusst doppel-

deutig, denn gemeint wird sowohl der Meeresboden (dno) als auch der „genetische Code“ (die DNA) der entdeckten Artefakte. Die thematisch geordneten Ausstellungsstücke werden quasi in situ, in mit Meeressand gefüllten Vitrinen, präsentiert, und der gesamte Ausstellungsraum ähnelt einer Unterwasser-Szenerie, weil er in Halbdunkel getaucht ist und nur von den erleuchteten Vitrinen erhellt wird. Dadurch – sowie durch den weitgehenden Verzicht auf Multimedialelemente – finden die Exponate die ungeteilte Aufmerksamkeit der Betrachter. Darüber hinaus werden freilich auch Einblicke in die Forschungsmethoden der Archäologen und Taucher vermittelt.

→ www.nmm.pl

ZOPPOT

Obwohl der städtische und landschaftliche Raum von Zoppot bereits 1979 unter Denkmalschutz gestellt wurde, wirkte sich dies keinesfalls auf die Innenausstattung der prächtigen Bürgerhäuser und Villen aus. Deren Verfall hatte schon bald nach dem Kriegsende begonnen, als das meiste deutsche materielle Kulturerbe oft unreflektiert zerstört wurde bzw. verloren ging. Auch späterhin wurden die alten Türklinken demontiert, bei Renovierungsarbeiten verschwanden Fußböden und kasettierte Decken, und wenn man Öfen abbaute, kamen

die Kacheln in den Bauschutt. Trotz dieser massiven Verluste sind einige Zeugnisse dieser Wohnkultur aus der Vorkriegszeit übrig geblieben und können jetzt im Museum von Zoppot in der Ausstellung *Odzyskane. Detale soppockich wnętrz* [Wiedergewonnen. Details der Zoppoter Innenräume] betrachtet werden. Die Kuratoren möchten damit den historischen Wert jener alten Ausstattungselemente vor Augen führen und dazu animieren, mit Bestandteilen des Kulturerbes pfleglich umzugehen. Die Ausstellung kann bis zum 31. Dezember besucht werden.



→ muzeumsopotu.pl



→ muzeum.malbork.pl

MARIENBURG

Anlässlich des 100. Jahrestages des Plebiszits wird im Stadtmuseum von Marienburg noch bis zum Ende des Jahres die Ausstellung „Die Volksabstimmung von 1920. Kleines Polen – große Polen“ veranstaltet. Gefesselt wird die Aufmerksamkeit der Besucher zunächst von einem großformatigen Foto: Es zeigt eindrucksvoll die Menschenmenge, die am „Deutschen Tag“ in der Stadt zusammengekommen war. Viel Raum wird naturgemäß den Vorbereitungen der Abstimmung gewährt, worunter vor allem die Propaganda-Strategien und -Aktionen der beiden miteinander konkurrierenden Nationen

zu verstehen sind. Des Weiteren sind originale Verzeichnisse der Wahlberechtigten aus den Beständen des Staatsarchivs in Marienburg sowie Protokolle der Verfahren und Abläufe zu betrachten. Neben Tafeln und etlichen, durch AV-Medien vermittelten Informationen sind ca. 130 Exponate zusammengetragen worden: zahlreiche Post- und Ansichtskarten, eine Miniatur des Marienburger Abstimmungsdenkmals, eine Mütze, die einem Schüler der polnischen Schule in Pieckel gehörte oder auch einige Andenken aus der Heimatsammlung von Johannisdorf – von jenem Ort, der im gesamten Abstimmungsgebiet Marienwerder als einziger für Polen votiert hatte.

DIRSCHAU

Das „Zentrum zur Restaurierung von Bootswracks“ – das ckws – konnte seine Sammlung Ende 2019 maßgeblich bereichern, denn es erhielt beispielsweise ein chinesisches Sampan, ein Kriegsboot der Maori, Rohrflöße aus Korfu, Bugfiguren von den Salomoninseln oder ein vietnamesisches Korbboot, mit dem sich die „Boatpeople“ einst todesmutig aufs offene Meer hinaus begaben. Diese neuen Exponate stammen aus zwei völkerkundlichen Sammlungen von Wasserfahrzeugen, die dem Zentrum großzügiger Weise von

zwei Engländerinnen, von Valerie Fenwick und Barbara Woroncow, geschenkt wurden. Letztere ist übrigens die Enkelin von Jan Kwapiński, einem Minister der polnischen Exilregierung, die während des Zweiten Weltkrieges im Londoner Exil tätig war. Die Neuzugänge werden der Öffentlichkeit bis zum 31. Dezember in einer eigenen Sonderausstellung präsentiert.

→ www.nmm.pl



SAMT UND SEIDE AUS DEM SPÄTEN MITTELALTER

Danziger Paramente in beeindruckenden Aufnahmen und sorgfältiger Bearbeitung

Im Kulturerbe Danzigs kommt dem Paramentenschatz der Marienkirche eine herausragende Bedeutung zu. Er ist aber nicht nur mit Blick auf die Geschichte des unteren Weichsellandes von Interesse: Bei ihm handelt es sich auch jenseits der regionalen Geschichte um einen der größten Bestände an Textilien für den gottesdienstlichen Gebrauch, die aus dem Mittelalter erhalten sind.

Ein Teil dieser wertvollen Stücke wird heute im Danziger Nationalmuseum aufbewahrt, zahlreiche Paramente aus Danzig kamen jedoch nach dem Zweiten Weltkrieg nach Westdeutschland. Sie sind nach wie vor kirchlicher Besitz und befinden sich überwiegend im Lübecker St. Annen-Museum sowie – in geringerer Anzahl – im Germanischen Nationalmuseum Nürnberg. (Die Wege, auf denen diese Teile des Paramenten-Schatzes nach Westdeutschland gelangt sind, hat Hans-Jürgen Kämpfert in DW 2/2018 ausführlich nachgezeichnet.) Während in Polen ein eigenes Forschungsprojekt zur Erfassung der dortigen Bestände läuft, hat sich die Kunsthistorikerin Birgitt Borkopp-Restle der Stücke in den deutschen Museen angenommen. Die Forscherin stammt aus dem Rheinland und war Direktorin des Museums für Angewandte Kunst in Köln, ehe sie 2009 eine Professur an der Universität Bern antrat. Ihr Spezialgebiet sind die textilen Künste, und zu den Paramenten aus Danzig hat sie nun eine stattliche Publikation vorgelegt.

Man kommt nicht umhin, gleich zu Anfang den größten Vorzug dieses Bandes zu nennen: die aufwändige, höchst beeindruckende Bebilderung. Selbst wer bisher kein gesteigertes Interesse an historischen Textilien hatte, wird mit einiger Faszination den Katalogteil des rund 400 Seiten starken Buches durchblättern und perfekt ausgeleuchtete ganzseitige Ansichten der einzelnen Stücke ebenso bestaunen wie aussagekräftige Detailaufnahmen, die Webtechniken genauer erkennen lassen und Aufschluss geben über Ornamente und bildliche Darstellung auf den Textilien.

Die Gewänder und Mäntel aus dem Danziger Schatz entstanden zum größten Teil vor der Reformation, im 14. und frühen 15. Jahrhundert, blieben aber auch danach noch lange in Gebrauch. Auch nachdem die Paramente spätestens im 18. Jahrhundert aus den Gottesdienstfeiern verschwanden, wurden sie weiterhin aufbewahrt. Gefertigt sind sie aus Stoffen, welche aus Norditalien und Zentralasien importiert wurden – auf den Fernhandel verstand man sich in der Hansestadt Danzig naturgemäß recht gut. Wohlhabende Hansekaufleute stifteten die Textilien der Marienkirche: „In unübertrefflicher Weise konnten und sollten sie wohl“, wie die Autorin feststellt, „die finanzielle Leistungsfähigkeit der Bürger, die ihre Kirche so reich zu beschenken vermochten, den Zeitgenossen und der Nachwelt sichtbar vor Augen führen.“

Kein Stück gleicht hier dem anderen, die Vielfalt der Farben und Schmuckformen lässt das späte Mittelalter in Danzig geradezu opulent erscheinen. Dass viele Motive auf den Textilien eigentlich nicht zum Weltbild der Kirche passten, scheint nicht als störend empfunden worden zu sein. Unter anderem sind dort phantastische Jagdszenen, arabische Inschriften und von China beeinflusste Tierdarstellungen zu sehen. Zumeist auf gestickten Besätzen finden sich



Blick ins Buch

In einem Chormantel aus Goldsamt verbirgt sich dieses seidene Futter mit Vogel- und Pflanzenmotiven. Der Mantel wurde wohl um 1500 gefertigt und gehört zu den wertvollsten aus dem Bestand der Danziger Marienkirche.





Auf dem Chormantelschild aus dem Danziger Paramentenschatz beeindruckt nicht nur die plastisch ausgearbeitete Figur des heiligen Georg. Auch der die Figur überfangende Baldachin aus Goldstickerei ist mit aufwendigen Reliefs aus Architekturformen verziert.

darüber hinaus natürlich auch Heiligendarstellungen oder biblische Themen. Erst im 15. Jahrhundert wird dann das Granatapfelmuster zum beherrschenden Textildekor, von dem es wiederum, wie Birgitt Borkopp-Restle erläutert, viele Varianten gibt.

Wie handwerklich kostbar und ästhetisch komplex Textilien sein können, die unter dem Stichwort „Paramente“ zusammengefasst werden, zeigt beispielhaft ein „Chormantelschild“, von dem angenommen wird, dass er um 1500 in Norddeutschland gefertigt worden ist. Dieses Schmuckelement wurde im oberen Rückenbereich eines Priestergewandes getragen. Mit der Zeit hatte die Größe dieser Schilder mehr und mehr zugenommen und sie waren zu einem eigenständigen Bildträger geworden. Das ist auch bei dem Danziger Chormantelschild geschehen – und zwar in außergewöhnlicher Weise: Die Darstellung zeigt den heiligen Georg im Kampf mit dem Drachen und ist als plastische Reliefstickerei ausgeführt. Es mutet wie ein aus Stoff gefertigter Schrein an, vergleichbar den skulpturalen Altarbildern, die damals von Meistern wie Tilman Riemenschneider aus Holz gefertigt wurden. Der Chormantelschild verwendet Seide, Goldsamt und andere kostspielige Materialien. Diesen „ganz außerordentlichen materiellen Aufwand“, so schreibt Birgitt Borkopp-Restle, hätten die Zeitgenossen „zweifellos wahrgenommen und verstanden“.

Weniger prächtig, aber ebenfalls interessant, ist ein etwa 15 Zentimeter breites Täschchen aus Baumwolle und Seide. In der älteren Forschung wurde das Stück als „Almosenbeutel“ bezeichnet. Birgitt Borkopp-Restle meint jedoch, seine ursprüngliche Funktion sei unbekannt: „Nicht selten gelangten jedoch profane Gegenstände, vor allem wenn sie mit besonderem Aufwand gestaltet worden waren, in kirchlichen Besitz; dies konnte für modische Accessoires ebenso gelten wie für Interieurtextilien.“

Zum Teil, so erfährt man als Leser des Katalogs, hat sich das Aussehen der Stücke mit den Jahrhunderten durchaus gewandelt. Zwar wurden sie in späteren Epochen kaum noch verändert, doch ein gewisser Verfall der Materialien ist unvermeidlich. Die häufig roten Grundierungen etwa sind mit der Zeit oft zu mattem Gelb verblasst. Aufgesetzte Flussperlen, wie sie an manchen Textilien noch zu sehen sind, könnten mit der Zeit ebenfalls teilweise verlorengegangen sein. Die Lanze, die der heilige Georg auf dem Danziger Chormantelschild vermutlich trug, fehlt ebenso.

Insbesondere mit den minutiösen Gewebeanalysen im Katalogteil – als Beispiel sei die Beschreibung „Lancierschuss: Ledergold, offen Z-gedreht um bräunlich-weiße Baumwollseele“ genannt – richtet sich der Band zweifellos an die Fachöffentlichkeit. Dennoch wagt Birgitt Borkopp-Restle den Spagat, das Thema zugleich einem breiten Publikum nahezubringen. Vieles wird erklärt, zum Beispiel was genau eine Kasel ist oder wie Damast gewebt wird. Sofern das nicht schon im Textteil geschieht, hilft das angehängte Glossar weiter. Ein wenig verwundert angesichts der sonstigen Sorgfalt das völlige Fehlen von Bildunterschriften, die bei manchen Detailaufnahmen von Textilien oder historischen Abbildungen die Einordnung erleichtert hätten.

Im Lübecker St. Annen-Museum waren die Danziger Paramente wegen eines Umbaus einige Jahre lang im Depot eingelagert. Ausgewählte Objekte – darunter der Chormantelschild mit der Darstellung des heiligen Georg – sind dort nun wieder zu sehen. (Über die Wiedereröffnung hat Hans-Jürgen Kämpfert in DW2/2019 berichtet.) Neben dem berühmten Passionsaltar von Hans Memling bilden sie dort nun einen der Höhepunkte der Dauerausstellung.

st Alexander Kleinschrodt



Birgitt Borkopp-Restle

DER SCHATZ DER MARIENKIRCHE ZU DANZIG
Liturgische Gewänder und textile Objekte aus dem späten Mittelalter

Mit Gewebeanalysen und Schnittzeichnungen von Ulrike Reichert und Digitalisierung der Zeichnungen von Annette Kniep

392 Seiten mit 191 farbigen Abbildungen und 156 Graphiken, 21 × 29 cm, gebunden

Affalterbach: Didymos, 2019
(= Berner Forschungen zur Geschichte der textilen Künste, Band 1)

ISBN 978-3-939020-71-4

€ 48,-

IM JÜNGSTEN WESTPREUSSEN-JAHRBUCH (2017/18) ist ein Beitrag über „Bogumil Goltz und die Juden“ erschienen. Er stammt von Andreas Koerner, der in den letzten Jahren auch als DW-Autor hervorgetreten ist. Seit langer Zeit ist er mit Bogumil Goltz vertraut, und diese hohe Affinität ist ihm in gewisser Weise sogar schon in Zufälligkeiten der Familiengeschichte vorgezeichnet gewesen: Sein Geburtsort Hofleben liegt zwischen Thorn und Gollub; und Bogumil Goltz wohnte von 1847 bis 1850 im Haus des Urgroßvaters, Neustädtischer Markt 3, in Thorn. So war es selbstverständlich, dass wir Andreas Koerner gebeten haben, zum 150. Todestag eine ausführliche Einführung in die bewegte Biographie und das vielschichtige Œuvre dieses explizit westpreußischen Schriftstellers zu verfassen. *Die DW-Redaktion*

DER GLÄNZENDE SCHATZ EINES REICHEN GEISTES

Leben und Werke des westpreußischen Schriftstellers Bogumil Goltz (1801–1870)

Von Andreas Koerner

Der verblässende Nachruhm eines hochgeschätzten Autors

Am 12. November 1870 starb der Schriftsteller Bogumil Goltz in Thorn an der Weichsel. Seinen letzten Weg begleiteten viele Menschen. In der BROMBERGER ZEITUNG vom 22. November wurde darüber berichtet: Seine Leiche sei würdevoll gewesen, denn sie machte, „wie sie mit dem weißseidenen Sterbehemde bekleidet, auf dem olympischen Haupte einen Lorbeerkranz, einen andern in der linken Hand, während die rechte einen schönen Palmzweig hielt, den Eindruck eines marmornen Kunstwerks“. Die Zeitung schrieb weiter: „Das Leichenbegängnis unseres Bogumil Goltz gab einen erhabenen Beweis der hohen Achtung, welche dem hohen Geiste des Mannes“ gezollt wurde.

Der 1801 in Warschau geborene Autor war nach vielen verschiedenen Lebensstationen im östlichen Raum 1847 von Gollub an der Drewenz nach Thorn, seinem letzten Wohnort, gezogen. Der Copernicus-Verein in Thorn ernannte „unsern großen Philosophen, Menschenkenner und Humoristen“ 1856 zum Ehrenmitglied. Auch nach seinem Tod ließ es dieser Verein nicht an Ehrungen fehlen. Darüber wurde in der Festschrift zum 50. Geburtstag des Vereins vom Jahre 1904 ausführlich berichtet. Dort heißt es zum Beispiel: „Zur Erinnerung an Goltz kaufte der Verein drei vom Bildhauer Rosenfeld hergestellte Gypsabdrücke an, und stiftete die Büste in das Zimmer des Magistratsdirigenten, die Totenmaske in das städtische Museum, und das Medaillonbild in den Saal der Stadtverordneten.“ Es wurde eine Gedenktafel gefertigt, die „in sein Haus in der Tuchmacherstraße eingesetzt, und am 20. März, seinem Geburtstage, mit einer angemessenen Feierlichkeit enthüllt“ wurde. Es wurden Gedenkreden gehalten und gedruckt: zu seinem Tode, zur 10. Wiederkehr seines Todes und auch 1901, zu seinem 100. Geburtstag.

Als Theodor Kutteneuler 1913 seine Dissertation *Bogumil Goltz: Leben und Werke* vorlegte, konnte er die gesamte schriftliche Hinterlassenschaft des Autors durchforsten, die sich damals in Privatbesitz befand. Diese vom Copernicus-Verein herausgegebene und im Verlag Kafemann in Danzig veröffentlichte Arbeit bildet ein Fundament der Kenntnisse über Goltz. 1926 erschien in den MITTEILUNGEN DES COPERNICUS-VEREINS Arthur Semraus Aufsatz „Bogumil Goltz und die Frauen“. Darin erfährt man auch etwas von jüdischen Kaufmannsfrauen, denen Bogumil Goltz eng verbunden war. Dieser Aufsatz gibt insgesamt tiefere Einblicke in die kulturellen und gesellschaftlichen Verhältnisse des 19. Jahrhunderts.

1938 erschien in der in Posen verlegten *Deutschen wissenschaftlichen Zeitschrift für Polen* ein Bericht von Reinhold Heuer „Aus unveröffent-

lichten Briefen von Bogumil Goltz“. Diesen Bestand hatte die Städtische Copernicus-Bibliothek in Thorn drei Jahre zuvor erworben. Es handelt sich dabei um 27 Briefe des Schriftstellers an Emil Kuh in Wien, der vor allem als Biograph von Friedrich Hebbel bekannt geworden ist und der Goltz bei seinen Lese- und Vortragsreisen in Österreich unterstützt hatte.

Als Ergebnis des Ersten Weltkrieges war Thorn als Teil des „polnischen Korridors“ zum neu erstandenen Polen gekommen. Durch Abwanderungen nahm die Zahl der Deutschen in diesem Raum ab. Die Folgen des Zweiten Weltkrieges waren noch einschneidender. Die Gedenktafel am Wohnhaus verschwand, und der Grabstein von Bogumil Goltz auf dem Sankt-Georgs-Friedhof wurde gemeinsam mit den meisten anderen deutschen Grabsteinen zerstört. Von den in den Westen geflohenen Deutschen übernahmen einige die Aufgabe, die Erinnerung an die verlorene Heimat zu pflegen. Dazu gehörten auch häufiger Texte über den Schriftsteller Bogumil Goltz, die hauptsächlich im *Westpreußen*, in den *Ostdeutschen Monatsheften* und im *Westpreußen-Jahrbuch* veröffentlicht wurden. Besonders taten sich dabei Werner Schienemann und Rudolf Trenkel hervor. Diese ältere Generation der Thorner Goltz-Freunde ist inzwischen verstorben, und so ist es allmählich um diesen westpreußischen Schriftsteller recht still geworden.

29 unruhige Jahre im Leben des Bogumil Goltz

Bogumil Goltz war – am 20. März 1801 – in Warschau geboren worden, weil sein Vater Karl Gottlieb Goltz 1795 als Stadtgerichtsdirektor, d. h. als Leiter des Justizwesens, nach Warschau gekommen war. Bei der dritten Teilung und damit Auflösung Polens hatte Preußen 1795 auch noch fast ganz Masowien erhalten und sich als „Südpreußen“ einverleibt. Bogumil war als viertes Kind der dritte Sohn seiner Eltern. Seine Mutter kam mit dem lebhaften Jungen nicht zurecht, so dass er zunächst vorwiegend der „Neumannschen“, einem Hausfaktotum, überlassen war. Als er gerade sechs Jahre alt war, kam er, der den Eltern weiterhin als zu unbändig erschien, zu einer befreundeten Familie nach Warschau in „Zucht und Pflege“. Diese Familie zog allerdings schon im Frühjahr 1807 nach Königsberg in Ostpreußen, so dass Bogumil nun dort die Hospitalschule auf dem Oberhaberberg besuchte. Nach zweieinhalb Jahren kam er als Sextaner in die Stadtschule auf dem Kneiphof. Da die Pflegeeltern mit dem wilden Knaben aber nicht mehr zurechtkamen, mussten die Eltern Abhilfe schaffen, und so schrieb der Vater am 15. September 1810 einem Verwandten halb scherzhaft: „Ich habe Bogusch zum Prediger Jackstein nach Klein-Tromnau geben müssen. Will der ihn nicht behalten, so kommt er nach Graudenz ins Zuchthaus.“



Aufnahme des Berliner Foto-Ateliers von Heinrich Graf (undat.)

Um sein mageres Einkommen als Dorfpfarrer aufzubessern, hatte Jackstein ein Knabenpensionat eingerichtet. Dort kam Bogusch als sechster – und jüngster – Knabe unter. Im ländlichen Klein-Tromnau, Kr. Rosenberg, konnte er sich offenbar richtig austoben und entfalten. Der auch im Ort beliebte Pfarrer fand wohl einen guten, von Verständnis geprägten Kontakt zu ihm, denn nach mehr als 35 Jahren erinnert sich der frühere Zögling noch an Jackstein und widmet ihm, „seinem liebevollen Erzieher, Ihm, dem guten Genius seiner Kindheit, dem stillbescheiden fortwirkenden Menschenfreunde, dem echten Mann Gottes“, seine erste Veröffentlichung, das *Buch der Kindheit*, „in herzlichster Liebe und Verehrung“.

Nach nur eineinhalb Jahren musste Bogumil aber diesen Hort wieder verlassen und kam 1812 nach Marienwerder, wohin sein Vater 1808/09 versetzt worden war, weil „Südpreußen“ 1807 bekanntlich aufgegeben werden musste. Sein Vater nahm ihn in seine herbe, aber keinesfalls herzlose Obhut. Drei Jahre später, 1815, ging der Sohn aber wieder nach Königsberg zurück, dieses Mal auf das Friedrichskolleg, und wurde vom Oberlehrer Bujack aufgenommen. Er war freilich immer noch der wilde, unangepasste Junge; und als er 1816 zum Prediger Steffen in Pension kam, wurde das Leben für ihn unerträglich. Auf dringliches Bitten hin erreichte er bei seinem Vater, dass er die Schule verlassen durfte, um Landwirtschaft zu erlernen.

Im Mai 1817 trat er als Eleve seine Ausbildung auf dem russischen Kronen-Domänenamt Ciechocin an der Drewenz an. Der Pächter war Karl Friedrich von Blumberg, ein Jugendfreund des Vaters. Im Domänenamt gab es allerdings auch viel Verwaltungsarbeit zu erledigen, womit sich Goltz nicht recht anzufreunden vermochte.

1819 leistete er seinen Wehrdienst als Einjähriger beim Infanterie-Bataillon der Festung Graudenz ab, wo er sogar zum Unteroffizier befördert wurde. Danach gab ihm von Blumberg zwar den Posten eines Wirtschafters, wegen Streitigkeiten ließ er sich zum Sohn seines Chefs auf das benachbarte Gut Birglau versetzen. Aber auch dort bekam er Streit. Der Vater machte sich um die berufliche Zukunft seines Sohnes zunehmend Sorgen und dachte, dass er Beamter werden könnte. Diesem Rat suchte Bogumil unter der Anleitung seines Schwagers, des Postrendanten Zimmermann in Thorn, Folge zu leisten. Nach wenigen Wochen gab er diesen Plan allerdings wieder auf: Büroarbeit lag ihm einfach nicht.

1821 reiste er zu seinem Bruder Karl nach Fürstenwalde in der Mark, der dort das Bürgermeisteramt verwaltete; alle Bemühungen, dort Fuß zu fassen, scheiterten jedoch ebenfalls. Daraufhin bekam Bogumil die Erlaubnis, Privatstunden bei Primanern des Thorner Gymnasiums zu nehmen, um sich auf ein Universitätsstudium vorzubereiten. Überdies fuhr er nach Breslau, nahm dort Unterricht in klassischen Sprachen und erwarb vor einer Prüfungskommission das Zeugnis der Reife. Im Frühjahr 1822 schrieb er sich an der Universität Breslau als Theologiestudent ein, wandte sich aber, nachdem er dem Philosophen, Naturforscher und Dichter Henrik Steffens (1773–1845) begegnet war, der

Philosophie zu; aber auch diese neue Neigung blieb instabil: Schon nach zwei Semestern verzichtete er auf alle weiteren akademischen Ausbildungswege – und wollte wieder Landwirt werden.

Ein wichtiger Grund für diese Entscheidung war vermutlich, dass er sich verliebt hatte, und zwar in Amalie Josephine, die älteste Tochter von Karl Friedrich von Blumberg. Der schnellste Weg, sie zu heiraten, war es, zur Landwirtschaft zurückzukehren. Sein Vater und der Vater seiner Braut kauften ihm im Frühling 1823 für 14.000 Taler das Rittergut Lissewo bei Gollub an der Drewenz. Am 30. Juni 1823 schon heiratete Bogumil seine damals 18-jährige Amalie Josephine. Allerdings blieb das junge Glück nicht ungetrübt, denn Bogumil Goltz forderte bei einer Wehrübung seinen Vorgesetzten zu einem Duell und wurde daraufhin zu einer dreijährigen Festungshaft verurteilt. Deshalb verpachtete er sein Gut. Nach sechs Monaten wurde er aber vom König begnadigt, so dass ihm die restliche Zeit in Graudenz erspart blieb. Nun zog Bogumil gemeinsam mit seiner Frau nach Breslau, um weitere Studien zu treiben, fand dort allerdings auch nicht zu größerer Stetigkeit. Nach Ablauf der Pacht versuchte er sich neuerlich als Landwirt, entschloss sich nach anhaltenden wirtschaftlichen Misserfolgen letztlich, sein Gut 1829 gegen eine Leibrente von 400 Talern auf Lebenszeit zu verkaufen. Auf der Suche nach einem möglichst billigen Wohnort, in dem er von seiner kleinen Rente leben könnte, entschied er sich für Gollub.

Ein Autodidakt gelangt zu Erfolg und Ruhm

Ab 1830 wohnte der noch nicht 30-jährige Bogumil Goltz nun als eine Art Frührentner in Gollub. 1831 verbrachte er zwar die drei Sommermonate in Breslau, aber hielt sich sonst stets in Gollub auf. Er betrieb breit angelegte Selbststudien auf mannigfachen Gebieten. Karl Rosenkranz, Philosophieprofessor in Königsberg, meinte dazu: „Es ist grenzenlos, was er in seiner Einsamkeit alles in sich durchgearbeitet hat.“ Er studierte und schrieb, und vieles von dem, was in seinen späteren Büchern zu lesen ist, nahm von hier seinen Ursprung. Nach mehreren Jahren hatte er einige Manuskripte abgeschlossen und machte sich ab 1838 in Berlin, Königsberg oder Danzig auf eine – lange Zeit vergebliche – Suche nach einem Verleger.

Ein ganz eigenes Thema schlug der Schriftsteller freilich mit seinen Schilderungen und Reflexionen der Kindheit an. Hier gelangte er zu Sicht- und Darstellungsweisen, die bald große Aufmerksamkeit erregten. 1843 las er in Königsberg beim Schulrat Lucas erstmals Teile aus seinem späteren *Buch der Kindheit* vor. Sie müssen wohl sehr positiv aufgenommen worden sein, denn er setzte die Arbeit daran intensiv fort. Auch für dieses Projekt fand er weder in Königsberg noch in Berlin einen Verleger; dann aber konnte es 1847 bei Zimmer in Frankfurt am Main erscheinen. Die gute Resonanz dieses Buchs ermutigte Goltz, als freier Autor schon im selben Jahr nach Thorn umzusiedeln.

DAS SUJET VON KINDHEIT UND JUGEND Das *Buch der Kindheit*, auf das er 1852 *Ein Jugendleben*, ein drei Bände umfassendes biographisches Idyll aus Westpreußen, folgen ließ, wurde Goltzens nachhaltigster Erfolg und sichert sein literarisches Weiterleben bis heute. 1908 brachte es Karl Muthesius (1859–1929) in der Buchreihe BIBLIOTHEK PÄDAGOGISCHER KLASSIKER heraus. Friedhelm Kemp (1914–2011) begann 1964 bei Kösel die Reihe LEBENSÄUFE. BIOGRAPHIEN, ERINNERUNGEN, BRIEFE mit einer Neuauflage, die ungefähr fünf Sechstel des Buches enthält; und 1992 – um noch ein weiteres Beispiel zu nennen – veröffentlichte der in Breslau lehrende polnische Germanist Marek Zybur (* 1957) in der bei Nicolai verlegten Reihe DEUTSCHE BIBLIOTHEK DES OSTENS ein Drittel des Buches unter dem Titel *Kindheit in Warschau und Königsberg*. Darüber hinaus haben einzelne Kapitel unter wechselnden thematischen Aspekten in mannigfache Anthologien Eingang gefunden und halten auf diese Weise die Erinnerung an Bogumil Goltz wach.

Bis heute können sich die Leserinnen und Leser nicht dem besonderen Reiz entziehen, den das *Buch der Kindheit* (wie auch *Ein Jugendleben*) ausübt. Der Autor versteht es, die Kindheitsphase mit ihrer ganzheitlichen Weltwahrnehmung, mit ihren Träumen, Phantasien und intensiven Erlebnissen ernst zu nehmen und voller Respekt zu rekonstruieren. Diese hohe Wertschätzung der Kindheit erinnert an die Einsichten, die Jean Paul 1807 in seiner Schrift *Levana oder Erziehlehre* niedergelegt hatte. Im § 55 heißt es beispielsweise:

Der Lehr- und Brotherr der Kleinen handelt immer, als sei das ordentliche Leben des Kindes als Menschen noch gar nicht recht angegangen, sondern warte erst darauf, daß er selber abgegangen sei und so den Schlußstein seinem Gewölbe einsetze. [...] Himmel! Wo ein Mensch ist, da fängt die Ewigkeit an, nicht einmal die Zeit. Folglich ist das Spielen und Treiben der Kinder so ernst- und gehaltvoll an sich und in Beziehung auf ihre Zukunft als unseres auf unsere.

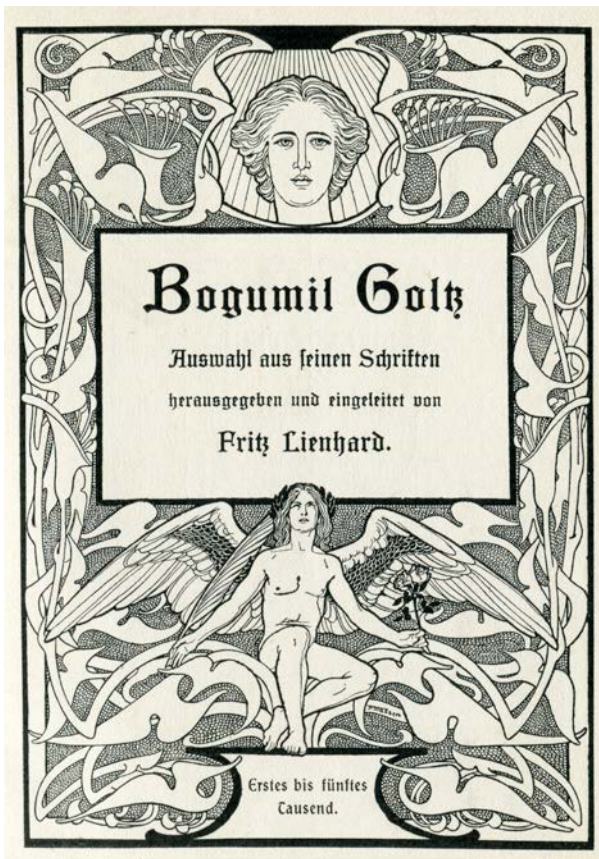
Im Spannungsfeld zwischen der Vergegenwärtigung des kindlichen Empfindens, Wollens und Denkens und der Reflexion des Erwachsenen, der diesem früheren Zustand sehnsuchtsvoll nachspürt, gewinnt jedes noch so banal scheinende Detail, jeder Vorgang in der Natur, jeder auftretende Charakter oder jede atmosphärische Stimmung, eine eigene Bedeutung, einen spezifischen Wert. Getragen und durchpulst werden diese Ausführungen zudem von einer starken Begeisterung, die bei Goltz oft mit einer Rhetorik des emphatischen, wenn nicht enthusiastischen Sprechens verschwistert erscheint. Diesen Zusammenhang akzentuiert der Schriftsteller Friedrich Lienhard (1865–1929), der 1904 für die ansprechende Reihe BÜCHER DER WEISHEIT UND SCHÖNHEIT eine Auswahl von Goltz-Schriften besorgte und in seinem Vorwort aus einem Brief von Schiller an seinen Dresdner Freund Christian Körner den folgenden Satz zitiert: „Danken Sie dem Himmel für das beste Geschenk, das er Ihnen verleihen konnte, für das glückliche Talent zur *Begeisterung*. Sehen Sie, bester Freund, unsere Seele ist für etwas Höheres da, als bloß den uniformen Takt der Maschine zu halten.“

Diese „Begeisterung“ bedeutet für Goltz keineswegs eine Distanzierung von den Niederungen des Lebens, ein Streben nach dem Höheren, sondern eine vereinheitlichende Kraft, die beide Bereiche umfasst und zur Synthese bringt. Diese Grundvorstellung formuliert er im Kapitel „Allerlei Historien und Kinder-Erlebnisse“ des *Buchs der Kindheit* (im Abschnitt „Meiner Mutter Amme“) folgendermaßen (S. 375f.):

Alles Gedeihen komm hienieden von unten und oben zugleich. Wo nicht Materie und Geist, Herz und Vernunft, das Natürliche und das Uebernatürliche, das Gemeine und das Ungemeine, wo nicht Volks- und Herrenleben, Schul- und Mutterwitz und alle Gegensätze ineinander spielen und mitsammen im Geschäft sind, da gibt es über kurz oder lang immer nur ein Extrem der Brutalität oder der Ueberfeinerung, eine Barbarei der Rohheit, oder eine solche der Hypercivilisation!

Diese Überzeugung steht im engsten Zusammenhang mit einem unverbrüchlichen humanistischen Menschenbild: „Wo ich immer nur einen echten Menschen und einen glücklichen Genius kennen lernte, da fand ich auch in ihm einen geborenen Menschenfreund.“ Dabei wendet sich Goltz auch ausdrücklich den unteren Schichten zu und begegnet ihnen mit Verständnis und nicht zuletzt Sympathie. So lässt er seine Leserinnen und Leser innerhalb des genannten Abschnitts „einen Blick in die Armuth und Elendigkeit des Volkes thun“ (S. 380f.): „Mir gegenüber wohnen verarmte Handwerksleute, blutarme Menschen.“ Deren Kinder „verführen dich unter meinem niedrigen Fenster einen Lärmen und Skandal, daß ich weder schreiben noch lesen kann“. Nachdem sogar eine Fensterscheibe zu Bruch gegangen ist, macht der Autor der Mutter „einige menschenfreundliche Vorschläge zu einer mehr handgreiflichen Handhabung der Kinderzucht“. Davon lässt er aber „bald beschämt und betroffen“ ab, weil ihm „die Frau in ruhiger Weise“ entgegnet:

Bester Herr, das sagen Sie so, aber ich kann meine Kinder nicht ziehen. Sie machen Teufelszeug, es ist wahr, aber wie soll ich sie schlagen, wenn ich ihnen nicht halbsatt zu essen geben kann, und mein Mann, wenn der betrunken ist, so schlägt er sie schon halb todt. Es ist ja nur Haut und Knochen an den Bälgen. Mir will manchmal das Herz brechen, wenn ich bedenke, wo die Kinder noch die Lust und die Kraft herbekommen, mit hungrigem Magen und halbnackend so viel Spektakel zu machen. Was sollt' denn aus ihnen werden, wenn sie sich das Elend zu Kopf nehmen möchten?



Titel der 1904 bei Greiner und Pfeiffer in Stuttgart erschienenen Goltz-Ausgabe von Fritz (Friedrich) Lienhard

Angesichts dieser Einsicht gelangt der Autor zu dem Schluss: „Ohne Sympathie aber für das arme Volk und die dienende Klasse ist der sogenannte Gebildete und der Vornehme nur eine todte Puppe und kein richtiger Mensch!“

DIE ERKLÄRUNG DER WELT Von seinem schriftstellerischen Durchbruch an hat Bogumil Goltz eine umfangreiche Reihe von Büchern veröffentlicht, die auf breites Interesse stießen und zum Teil in mehreren Auflagen erschienen sind. Die Digitalisierung ganzer Bibliotheken hat dazu geführt, dass diese Schriften mittlerweile im Internet wieder leicht zugänglich geworden sind. Wenn man sich auf die Lektüre dieser Schriften neuerlich einlässt, treten zwei Schwerpunkte hervor, an denen Grundlagen des Denkens und Argumentierens veranschaulicht werden können.

1847, im gleichen Jahr, in dem *Das Buch der Kindheit* erscheint, verlegt Heinrich Zimmer in Frankfurt a. M. auch eine Monographie, die eines der Grundthemen anspricht. Ihr Titel lautet: *Deutsche Entartung in der lichtfreundlichen und modernen Lebensart. An den modernen Stichwörtern gezeigt*. Darin wendet sich Goltz entschieden gegen die einseitige, ungebändigte Freisetzung „aufklärerischer“ Bemühungen (S. 84):

Die neuen Propheten [...] gefallen sich einzig und allein nur in Einem: In einem Extrem von Verstand, von Kälte, von Unruhe, von Modernität und Säkularisation, in einer Verläugnung alles Natur- und Gottesinstinkts, in einer Ablösung aller Geschichten Himmels und der Erden, in dem künstlichen und grellen Phosphorlicht einer Societäts-Philosophie und Schulvernünftigkeit, in einem Lichte, an welchem die uralte Finsterniß viel unheimlicher sichtbar wird, als im natürlichen Lichtdunkel der alten, der biblischen und historischen Zeit.

Dass Goltz, der sich früher dem Studium der Theologie zugewandt hatte, den Glauben vor aller „fortschrittlichen“ Religionskritik und Zergliederung der „neuen Propheten“ schützen will, beruht auf einer konservativen Grundhaltung des Autors, die nicht nur auf Dogmen basiert, sondern aus dem individuellen Erlebnis des Wunderbaren gespeist wird und sich durch die Vorstellung einer Einheit, die auch Gegensätze zu überwölben vermag, Übergänge in die Philosophie offenhält (S. 161): „All überall ein Wunder, das uns ersticken, das uns blödsinnig oder toll machen müsste, wenn es noch etwas anderes gäbe als eben das Wunder! Oder sollen wir uns gegen Seele und Leib empören, bloß weil wir nicht demonstrieren können, wie Beide Eines und Zwei zugleich sind.“

Der Respekt vor der Gesamtheit der als Schöpfung verstandenen Erscheinungswelt fordert einerseits eine universelle humanistische Orientierung des Menschen, wie sie sich z. B. schon in der dezidierten Wahrnehmung der „Armuth und Elendigkeit des Volkes“ gezeigt hat; andererseits ist er ein ständiger Quell ehrfürchtigen Staunens. In der zweibändigen Publikation *Zur Geschichte und Charakteristik des deutschen Genius. Eine ethnographische Studie*, die 1864 als 2. Auflage der Studie über *Die Deutschen* (1860) erschienen ist, rekurriert Goltz im XVII. Kapitel – „Die deutsche Mystik und die moderne Lichtfreundlichkeit mit Glossen versehen“ – auf seine soeben zitierte Aussage, dass „All überall ein Wunder“ zu bestaunen sei, und fügt nun die folgende Beobachtung und Reflexion an (II. Bd., S. 154):

Eben rennt mir eine zinnberrothe Spinne über das Papier, die so groß ist wie ein Stecknadelkopf, als ich der tausendfixen Creatur mit dem Finger nahe komme, steht sie plötzlich erschrocken still, stellt sich, auf den Rücken gelegt, regungslos todt. – Also ein Wurm, welcher alle Augenblicke, aus den spielenden Bildkräften der Natur hervorgeht, der wehrt sich seines Lebens, der fühlt sich von anderm Dasein unterschieden, der hat Todesschreck und Lebenslisten, der hat Nerven-Apparate, ist eine Welt im Kleinen, und doch nur aus ein Paar Stäubchen in ein Paar Augenblicken zusammengeblasen; begreife das, beruhige sich darüber wer will und kann, mich machts gläubig und dumm.

Die feste moralische, christlich-humanistische Botschaft des Autors ist eng mit einer Weltsicht verschränkt, die von einem wohlgeordneten, typologisch erfassbaren Kosmos ausgeht und die den zweiten Fluchtpunkt seiner Schriften bildet. Ob Goltz, wie soeben zitiert, die „Charakteristik des deutschen Genius“ erläutert, ob er – unter dem Titel *Der Mensch und die Leute* – die „Charakteristik der barbarischen und der civilisirten Nationen“ (1858) erschließt oder ob er 1859 ein Buch *Zur Charakteristik und Naturgeschichte der Frauen* publiziert, das bis 1904 immerhin noch sechs Auflagen erlebt – stets ist sein Blick auf das Ganze gerichtet und stets gehen seine systematischen Untergliederungen widerspruchsfrei und restlos auf.

Dabei bringt er eine Fülle aufschlussreicher psychologischer Beobachtungen ein, die er – wie schon in den Büchern zu Kindheit und Jugendzeit – mit großer Sensibilität anstellt und schildert; zugleich freilich geht er von nationalen Hierarchien aus, die dem Deutschtum regelmäßig den obersten Rang zuweisen. Diesen Doppelaspekt soll das folgende Beispiel aus *Der Mensch und die Leute* erhellen. Im Abschnitt „Zur Natur- und Kulturgeschichte der Polen“ (S. 376–413) diskutiert

Goltz unter vielerlei Aspekten auch die Differenz zwischen deutschen und polnischen Tänzern ein. Dabei skizziert er variantenreich und mit wohlgesetzten satirischen Strichen, dass „die deutsche Gründlichkeit und Schwerfälligkeit, die deutsche Oekonomie, [...] beim Tanz-Vergnügen keine lustige Figur“ macht (S. 382). Dieser „Karikatur-Wahrheit“ (ebd.) setzt er sein Bild des Polen gegenüber: Bei ihm erscheint „die ganze Gestalt im Schmelz der Leidenschaft und des Vergnügens“, und man begreift, „daß seine Körperbewegungen nur die Versinnbildlichung des rhythmischen und idealen Lebens sind, welche die ganze Seele hingenommen hat“.

Diese entschiedenen Vorzüge in der Unbefangenheit und Natürlichkeit haben natürlich quasi ihren Preis; denn zwangsläufig erweisen sich dann in Bereichen, in denen die Deutschen brillieren, erhebliche Defizite (S. 384):

Für Alles, was Vernunft im engern und bestimmtern Sinne heißt, für Alles was zum Schematismus, zur Logik und Grammatik gehört, was Disziplin, System und Methode genannt wird, hat diese allzu natürliche Polen-Race nur ein unmächtiges Organ, eine schwächliche Constitution.

Wie in einem Brennspiegel zeigt dieser kurze Absatz, wie vorzüglich das typologisierende Verfahren die Welt erschließt und „erklärt“: Sprachlich virtuos, höchst belesen und in abwechslungsreichen Arrangements schildert Goltz die „Charakteristik“ von Menschen, Geschlechtern und Völkern – und fällt dabei Urteile, bei denen er sicher sein kann, dass sie mit den Vor-Urteilen seiner Leserinnen und Leser aufs Schönste übereinstimmen.

Dies dürfte der wichtigste Grund dafür sein, dass diese Titel heute vor allem noch aus kulturhistorischen Interessen heraus rezipiert werden: In langwierigen Prozessen hat sich seit der Mitte des 19. Jahrhunderts allmählich die Erkenntnis durchgesetzt, dass das meiste von dem, was vermeintlich als naturgegeben, als „charakteristisch“ gegolten hat, auf gesellschaftlichen Konventionen und ideologischen Konstruktionen beruht. Hinter diese Einsicht können wir bei unserer Goltz-Lektüre schwerlich noch zurück.

DER RHAPSODE Das Bild von Bogumil Goltz wäre lückenhaft, wenn nicht auch seiner Tätigkeit als Vortragskünstler gedacht würde. Schon vor der Veröffentlichung seines ersten Buches muss ihm aufgefallen sein, dass er zu öffentlichen Auftritten Talent hatte – und dass sich damit Geld verdienen ließ, das er gut gebrauchen konnte, zumal er zwei Pflgetöchter hatte und arme Verwandte unterstützte. Mitte des 19. Jahrhunderts fanden solche Veranstaltungen große Resonanz, weil sich dafür ein hinlänglich großes – und zahlungswilliges – bürgerliches Publikum gebildet hatte, das sich gerne in unterschiedlichen Kunst-Sparten von „Virtuosen“ faszinieren ließ. Zudem war diese Zeit – in der 1851 die erste Weltausstellung veranstaltet wurde – darauf aus, Verkehrswege zu erschließen, und eröffnete dadurch Chancen zu weiträumigen und flexiblen Reiseplanungen. So fuhr Bogumil Goltz 1848 nach Frankreich, wo er mit Victor Hugo zusammentraf, sowie nach London und unternahm ein Jahr später sogar eine Reise, auf der er Ägypten, Italien und Sizilien besuchte. (Aus diesen Erfahrungen resultiert die 1853 erschienene Monographie *Ein Kleinstädter in Ägypten*.) Darüber hinaus absolvierte er – seit 1860 fast Jahr für Jahr – regelrechte Vortragstourneen, die ihn durch den gesamten deutschsprachigen Raum – von Tilsit bis nach Pressburg und

von Hamburg bis nach Triest führten. Dabei entwickelte Goltz einen gut organisierten Betrieb, bei dem Helfer vor Ort Säle anmieteten und entsprechende Anzeigen in den Zeitungen schalteten.

Bogumil Goltz war von stattlicher Erscheinung, hatte eine markante Hakennase und eine regional gefärbte Aussprache. – In seinen *Lebenserinnerungen* (postum 1906) schrieb Moritz Lazarus (1824–1903):

Später kam Goltz nach Berlin und besuchte mich. Er war im Gespräch dadurch ausgezeichnet, daß er sich nicht nur wie in seinen Schriften durch große Übertreibung hervortat, sondern seine fulminanten Redensarten auch mit der größten Vehemenz hervorstieß. Dabei hatte er die Gewohnheit, wie viele Slaven, sehr sanft und nahezu tonlos eine Konversation zu beginnen, um dann allmählich in ein crescendo zu verfallen, das sich schließlich zu einem förmlichen Brüllen steigerte.

Zu seinem Publikum gehörten auch Friedrich Hebbel, Eduard Mörike, Gottfried Keller oder Hoffmann von Fallersleben, die dieser Rhetor zu beeindrucken wusste. Die frappierende Wirkung, die diese Veranstaltungen ausübten, wird noch in den folgenden Formulierungen spürbar, die Hyacinth Holland 1879, nur wenige Jahre nach Goltzens Tod, in dessen Würdigung für die *Allgemeine Deutsche Biographie* (Bd. 9, S. 353ff.) fand:

Wo er auf seinen Wanderzügen erschien, überraschte und verblüffte er mit geplanten oder extemporirten Vorlesungen, welche nicht selten zu fesselnden, immer neuen, sprudelnden socratischen Paroxysmen anschwellen, bis der wunderliche Mann, welcher stundenlang und ausschließend das Wort geführt hatte, mit herzlichem Dank für die ihm gewährte köstliche Unterhaltung ebenso schnell wieder verschwand als er gekommen war. (S. 354)

* * *

Diese Charakterisierung von Goltz als Rhapsoden berührt sich mit Hollands Einschätzung des Schriftstellers, bei dem ihm zwar „Maß und Form, der Alles verbindende klare Faden“ fehlen (S. 355), bei dem er – von dem auch schon der Haupttitel dieses Beitrags entlehnt ist – aber immerhin zu einer Einschätzung dieses vielgestaltigen Westpreußen gelangt, die hinter unsere Betrachtungen mit Fug und Recht einen würdigen Schlusspunkt zu setzen vermag (S. 354f.):

Mit den von ihm verschleuderten Geistesfunken hätten ein Halbdutzend anderer Menschen immerhin ein hübsches Geschäft begründet, hätten sich bei einiger Industrie und Vorsicht rühmlich hervorgethan und wären am Ende gar noch „deutsche Classiker“ und in Miniaturausgaben unsterblich geworden. [...] Sein Unglück war die Ueberfülle seines Geistes und seiner Kraft; sein größter Fehler, daß er damit nie haushälterisch zu Werke ging.

Wenn die Überfülle ein „Unglück“ und der verschwenderische Umgang mit den eigenen Gaben ein „Fehler“ gewesen sind, ist dies keineswegs das Schlechteste, was die Nachwelt über einen Schriftsteller sagen kann.

st

Alle Zitate aus den Schriften von Bogumil Goltz folgen der Orthografie und Interpunktion der jeweiligen Erstausgaben.

Carl Legien aus Marienburg – Retter der jungen Weimarer Republik

Zum 100. Todestag des engagierten Gewerkschafters und Demokraten

Von Karl Christian Führer

Ein zielstrebiges Gewerkschaftsführer

Carl Legien, der vor einhundert Jahren, am 26. Dezember 1920, starb, war im Kaiserreich und in der frühen Weimarer Republik einer der wichtigsten Gewerkschaftsführer und sozialdemokratischen Politiker. Heute ist sein Name nur noch wenigen Deutschen geläufig. Wer sich genauer in der Geschichte der Weimarer Republik auskennt, erinnert vielleicht das „Stinnes-Legien-Abkommen“, das Arbeitgeberverbände und Gewerkschaften im November 1918 unterzeichneten. Gemeinsam legten die Verbände damit das Fundament für das System der Tarifautonomie, das die Unternehmer zuvor immer vehement abgelehnt hatten. Zu den Unterzeichnern gehörten der Großindustrielle Hugo Stinnes und Carl Legien als Vertreter der Gewerkschaften – daher der allgemein übliche Name des Abkommens. Er ist allerdings historisch nicht gerade gerecht. Die beiden Männer waren keineswegs die einzigen, die den Vertrag unterschrieben; auch an seiner Formulierung hatten etliche andere Unternehmer und Gewerkschafter intensiver mitgewirkt als Stinnes und Legien.

Fragt man, warum der Gewerkschaftsführer es heute, einhundert Jahre nach seinem Tod, immer noch verdient hat, persönlich erinnert zu werden, so ist wohl etwas anderes wichtiger als das unpräzise benannte Abkommen von 1918. Carl Legien verteidigte im März 1920, nur wenige Monate vor dem Ende seines Lebens, tatkräftig und entschlossen die damals ja noch junge Demokratie in Deutschland, als ein Militärputsch die Herrschaft des Volkes ernsthaft bedrohte. Legiens jahrzehntelange Arbeit für die Entstehung starker und eigenständiger Gewerkschaften in Deutschland soll mit dieser Feststellung nicht entwertet werden, zumal er daran unter höchst widrigen Umständen und trotz persönlicher Entbehrungen gegen starke Widerstände der Arbeitgeber wie auch staatlicher Stellen hartnäckig festhielt.

Legien, der 1861 im westpreußischen Marienburg geboren wurde, nach dem Tode seiner Eltern von 1867 bis 1875 in einem Waisenhaus in Thorn aufwuchs und dort dann als Jugendlicher für fünf Jahre eine Ausbildung zum Drechsler absolviert hatte, stieg im Zuge seines Engagements rasch vom einfachen Gewerkschaftsmitglied zum Vorsitzenden des Drechsler-Verbandes auf. Seit 1890 leitete er dann ein in diesem Jahr neu gegründetes zentrales Gremium aller sozialdemokratisch orientierten deutschen Gewerkschaften, die „Generalkommission“. Diese Institution, die anfangs nur über einen sehr kleinen Etat verfügte und lediglich bescheidende koordinierende Aufgaben wahrnehmen sollte, gewann unter Legiens tatkräftiger Führung rasch große Bedeutung: Sie vertrat die gemeinsamen Anliegen der Arbeiterverbände



Carl Legien (um 1910)

gegenüber Politik und Öffentlichkeit, stellte programmatische Überlegungen an und prägte so die Entwicklung der gesamten Gewerkschaftsbewegung. Legien wurde damit zum bekanntesten Gewerkschafter des Kaiserreichs. 1907 konstatierte eine sozialdemokratische Tageszeitung: „Legien ist keine Person mehr, Legien ist ein Programm, ein Stück Geschichte.“

Legiens „Programm“ bestand vor allem darin, für die konkreten sozialen Belange der Arbeiterinnen und Arbeiter einzutreten. Gewerkschafter hatten nach seinem Verständnis vor allem dafür zu sorgen, dass die abhängig Beschäftigten nicht mehr von der Hand in den Mund leben mussten: „Wir haben die Pflicht, darauf zu achten, dass der Arbeiter nicht degradiert, sondern so



Angehörige der Marinebrigade Erhardt verteilen am 13. März Flugblätter. Mit dem Einmarsch dieser Brigade begann der Putsch.



Posten am Wilhelmplatz: Truppen der Putschisten riegeln das besetzte Regierungsviertel ab.

gestellt wird, dass auch er sich des Lebens erfreuen kann.“ Mit Träumereien von einer sozialistischen Zukunft Deutschlands, in der Alles besser sein werde, hat sich Legien – anders als viele der Sozialdemokraten seiner Zeit – nicht beschäftigt: Ihn interessierten kleine reale Verbesserungen. Tarifverträge, die starke Gewerkschaften mit den Arbeitgebern aushandelten, hielt er für ein Mittel, solche Fortschritte schrittweise zu erreichen.

So wichtig all dies auch ist: Dennoch können Legiens Aktivitäten im Kampf gegen den sogenannten „Kapp-Putsch“ im März 1920 als der zentrale Abschnitt in seiner langen politischen Karriere gelten. Für kurze Zeit, in einer politisch höchst dramatischen Situation, war er nach dem treffenden Urteil eines Zeitgenossen „der einzige wirkliche Machthaber Deutschlands“ – und diese Macht setzte er entschlossen ein, um die demokratischen Freiheiten zu bewahren.

Der Auftritt der Putschisten

Der Militärputsch, der Legien in das Zentrum des politischen Geschehens rückte, begann in den frühen Morgenstunden des 13. März 1920: Schwer bewaffnete Soldaten besetzten das Berliner Regierungsviertel rund um die Wilhelmstraße und verschiedene zentrale Plätze der Reichshauptstadt. Reichspräsident Friedrich Ebert, Reichskanzler Gustav Bauer und die meisten Minister waren zu diesem Zeitpunkt bereits in Richtung Süden geflohen, weil die in Berlin stationierten Einheiten der Reichswehr sich geweigert hatten, die Regierung vor den heranziehenden revoltierenden Soldaten zu schützen.

Der Putsch verfolgte zwei Ziele ganz unterschiedlicher Bedeutung. Zum einen stritten die Aufständischen schlicht für sich selbst: Sie wollten die Auflösung ihrer Division verhindern, die



Extrablatt des „Berliner Lokal-Anzeigers“ vom Mittag des 13. März

nach den Bestimmungen des Versailler Vertrags zu erfolgen hatte, weil die Siegermächte die deutsche Militärmacht massiv schwächen wollten.

Zum anderen aber ging es dem Anführer der Soldaten, dem General Walther von Lüttwitz, darum, die Novemberrevolution von 1918 und die Wahlen zur Verfassungsgebenden Versammlung, die im Januar 1919 stattgefunden hatten, politisch zu revidieren. Die von der SPD angeführte Koalitionsregierung verschiedener demokratischer Parteien, die seitdem das politische Geschehen in Deutschland lenkte, war ihm zutiefst verhasst. Legitimiert nur durch Gewehre und Geschütze, nahm er sich daher das Recht, einen neuen Reichskanzler einzusetzen. Seine Wahl fiel auf den hohen preußischen Beamten Wolfgang Kapp, dessen Namen den meisten Deutschen seinerzeit wohl ganz unbekannt war. Politisch aufmerksame Zeitgenossen mögen sich daran erinnern haben, dass Kapp 1917/18 Zweiter Vorsitzender der damals gerade frisch gegründeten rechtsradikalen VATERLANDS-PARTEI ge-



FOTO: BUNDESARCHIV BILD VIA WIKIMEDIA BILD 183-R-16976

Extrablatt des „Berliner Lokal-Anzeigers“ vom Mittag des 13. März

wesen war, die bis zur letzten Minute des Krieges gegen jeden Versuch gestritten hatte, das blutige Gemetzel an den Fronten durch eine Verständigung mit den Gegnern des Deutschen Reiches zu beenden. Kapp, der sein hohes „Amt“ bereits am 13. März 1920 um sieben Uhr morgens im Schutz der Maschinengewehre antrat, erklärte die Nationalversammlung und gleich auch noch das preußische Landesparlament für aufgelöst. Anschließend ging er daran, ein „Kabinett“ zu bilden. Über der Reichskanzlei wehte derweil nicht mehr die schwarz-rot-goldene Fahne der Republik, sondern die schwarz-weiß-rote „Reichskriegsflagge“ des Kaiserreichs; vor dem Brandenburger Tor und auch an anderen Orten in Berlin standen Geschütze.

Dieser Spuk war schon am 17. März 1920 wieder vorbei: Ein Generalstreik gegen den Umsturz hatte Deutschland so vollständig gelähmt, dass die neue „Regierung“ völlig handlungsunfähig blieb. Selbst ein Versuch des „Kanzlers“, bei der Berliner Zentrale der Reichsbank einen von ihm selbst unterzeichneten Scheck auf zehn Millionen Mark einzulösen, war kläglich gescheitert.

Die Formierung der Gegenkräfte

Der Aufruf, der diesen größten politischen Streik in der deutschen Geschichte in Gang setzte, stammte vom Bundesvorstand des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes (ADGB), einem Dachverband der sozialdemokratisch orientierten Gewerkschaften. Carl Legien war der Vorsitzende des Gremiums und unbestritten der wichtigste Mann unter seinen Kollegen. Dies galt gerade in der konkreten Situation vom 13. März, denn viele der Vorstandsmitglieder befanden sich seinerzeit gar nicht in Berlin. Legien handelte dennoch sofort. Noch am Vormittag dieses Tages appellierte ein von ihm unterzeichneter Aufruf an

alle Beschäftigten in Deutschland, aus Protest gegen die Machtergreifung der „militärischen Reaktion“ sofort auf unbefristete Zeit die Arbeit niederzulegen.

Diese Entschlussfreudigkeit der Gewerkschaften kontrastierte scharf mit der zögerlichen Haltung der geflohenen Staatsführung: Zumal Reichspräsident Ebert und der Reichswehrminister Gustav Noske zeigten sich nach dem Putsch über Tage hin apathisch und handlungsunfähig. Legien hingegen hatte in großer Hast sogar versucht, den Aufruf der sozialdemokratisch orientierten Gewerkschaften als Gemeinschaftsaktion zusammen mit den drei linken Parteien SPD, USPD und KPD zu gestalten. Die USPD aber mochte selbst in einer gravierenden politischen Krise nicht von ihrer Abgrenzung gegenüber der Mehrheits-Sozialdemokratie lassen, die sie 1917 im Streit über den richtigen Weg zum Frieden verlassen hatte (sie formulierte deshalb einen eigenen Streikaufruf und installierte auch eine eigene Streikleitung), während die in ihr radikales Sektierertum verliebte KPD erklärte, das Proletariat werde „keinen Finger rühren für die demokratische Republik, die nur eine dürftige Maske der Diktatur der Bourgeoisie“ sei.

Angesichts dieser politischen Spaltungen war das rasche Handeln des ADGB von großer Bedeutung für das weitere Schicksal der jungen Demokratie. Der Bundesvorstand agierte mit seinem Appell vom 13. März 1920 ganz eigenständig: Legien und seine Kollegen wussten zu diesem Zeitpunkt nicht, dass auch noch ein zweiter Appell dieser Art existierte, den der Pressesprecher der Reichskanzlei auf eigene Faust und ohne jede Rückendeckung im Namen von Friedrich Ebert und der sozialdemokratischen Reichsminister verfasst und veröffentlicht hatte.

Die Entschlossenheit, mit der Carl Legien im Frühjahr 1920 für einen politischen Massenstreik eintrat, hat viele der Zeitgenossen überrascht: Sie hielten ihn für einen moderaten Reformisten und vorsichtigen Taktierer, der keine Risiken einging. Im Kaiserreich hatte er in Auseinandersetzungen mit den oft aggressiv auftretenden Arbeitgebern stets so agiert; Radikalität war eindeutig nicht seine Sache. Tatsächlich aber blieb sich der Bundesvorsitzende in der Krise der jungen Weimarer Republik selber treu: Schon in den politischen Debatten der Sozialdemokraten im Kaiserreich hatte Legien stets die Ansicht vertreten, bei politischen Angriffen auf die demokratischen Grundrechte sei ein Generalstreik ohne Frage legitim. Diese Überzeugung wurde 1920 zur politischen Tat, und damit bewährten sich die von Legien geführten Gewerkschaften auf eindrucksvolle Weise als demokratische Kraft.

Dies gilt umso stärker, als die Putschisten anfangs intensiv um die Gewerkschaften warben. In seinem „Regierungsprogramm“ erklärte Kapp, er wolle „die Arbeiterschaft zum Zwecke der wirtschaftlichen Neuordnung in hervorragendem Maße zur Vorbereitung und zur tätigen Mitarbeit neben den anderen Berufs- und Erwerbsständen heranziehen“.

Auf Verhandlungsangebote des „Kanzlers“ ging die ADGB-Führung jedoch nicht ein. Zwar kam es am 15. März 1920 zu einer persönlichen Begegnung zwischen Wolfgang Kapp und Carl Legien. Dieses Treffen verlief jedoch in eisiger Atmosphäre,



FOTO: BUNDESARCHIV BILD VIA WIKIMEDIA, BILD 183-R11931

Berliner holen während des Generalstreiks Wasser an einer öffentlichen Pumpe.



FOTO: LIBRARY OF CONGRESS VIA WIKIMEDIA

Carl Legien (Aufnahme aus dem Jahre 1920)

und es wurde auch sehr rasch beendet, weil Legien unmissverständlich klar machte, dass die selbsternannte Regierung unter keinen Umständen mit einer Kooperation der Gewerkschaften rechnen könne. Kapp reagierte prompt mit einem radikalen Kurswechsel: In einer noch am gleichen Tag erlassenen Verordnung bedrohte er nicht nur die „Rädelsführer“, sondern auch noch die Streikposten, die den Ausstand gegen den Putsch

Diese dramatischen Ereignisse haben in der allgemeinen historischen Erinnerung nicht die Bedeutung, die ihnen gebührt. Situationen wie diese, in denen das Volk für die Freiheit aufsteht, sind in der deutschen Geschichte ja nicht gerade häufig. Im März 1920 aber wurde eine Militärdiktatur in Deutschland durch den solidarischen Widerstand fast der ganzen Bevölkerung verhindert.

Getragen wurde dieser demokratische Abwehrkampf von den Gewerkschaften, von Gewerkschaften, die genau verstanden hatten, dass gewerkschaftliche Arbeit nur unter freiheitlichen Bedingungen möglich ist und dass ein Gewerkschafter deshalb nie politisch neutral sein darf, wenn die Demokratie bedroht wird. Carl Legien als der Mann an der Spitze dieser Gewerkschaften sollte deshalb erinnert werden, wenn wir über die demokratischen Traditionen unseres Landes sprechen. **st**

selbst in volkswirtschaftlich zentral wichtigen Versorgungsbetrieben durchsetzten, ohne Unterschied mit der Todesstrafe.

Der Spuk geht vorüber

Trotz dieses Säbelrasselns der Putschisten wurde der am 13. März 1920 proklamierte Generalstreik fast ohne Ausnahme befolgt. In ganz Deutschland legten nicht nur die Arbeiter, sondern auch die Angestellten und Beamten mehrheitlich ihre Arbeit nieder. Für die Bevölkerung entstanden dadurch massive Probleme: Die Versorgung mit Strom, Gas und Wasser brach vielfach (gerade in den Großstädten) weitgehend zusammen; es verkehrten keine Züge mehr, und damit stockte rasch auch die Lebensmittelversorgung. Zeitungen erschienen nicht; selbst auf die Dienste des Telefons und des Telegrammdienstes konnte niemand mehr rechnen. Da der Streik die Kommunikationswege weitgehend lahmlegte, wucherten die Gerüchte – und mit ihnen auch spontane Aktionen, die nur der



FOTO: SPREITON VIA WIKIMEDIA, CC



FOTO: ANDREAS STEINHOFF VIA WIKIMEDIA, CC

Abb. links: Grab von Carl Legien in der Gedenkstätte der Sozialisten auf dem Zentralfriedhof Friedrichsfelde in Berlin-Lichtenberg – Abb. rechts: Die vmtl. in den frühen 1950er Jahren von Karl Trumpf (1891–1959) geschaffene Porträtstele mit Büste von Carl Legien, Bronze, Berlin-Kreuzberg, Legiendamm. Die Inschrift lautet: „CARL LEGIEN – 1861–1920 – SCHÖPFER UND ORGANISATOR DER NEUZEITLICHEN GEWERKSCHAFTSBEWEGUNG“.

Sozialpolitik zwischen Weltkrieg und Ostverträgen

Manfred Kittel legt eine konzise Studie zum Lastenausgleich vor und leistet einen wesentlichen Beitrag zur Geschichte der deutschen Vertriebenenpolitik

Es gibt Standardwerke, die von bestimmten Autoren geschrieben werden müssen. Ein solches Standardwerk ist nun unter dem Titel *Stiefkinder des Wirtschaftswunders? Die deutschen Ostvertriebenen und die Politik des Lastenausgleichs (1952 bis 1975)* erschienen und schließt wesentliche Forschungslücken zur Geschichte der Vertriebenenintegration nach 1945. Prädestiniert, ein solches – dann auch gleich über 600 Seiten umfassendes – Buch zu schreiben, sind wohl nur wenige in solcher Weise wie Manfred Kittel, der nicht zuletzt als Gründungsdirektor der Bundesstiftung FLUCHT, VERTREIBUNG, VERSÖHNUNG – sowie aufgrund zahlreicher wissenschaftlicher und journalistischer Veröffentlichungen – zu den am etabliertesten Größen dieses Themenfeldes gehört. Sein neuestes Buch ist nun von der Kommission für Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien in ihrer Reihe *Beiträge zur Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien* herausgegeben worden.

In einem ersten Kapitel gibt der Verfasser einen konzentrierten Überblick über die legislativen bzw. administrativen Rahmenbedingungen des Lastenausgleichs. Nachdem er dessen Genese im Anschluss an die Währungsreform und das „Gesetz zur Mildere dringender sozialer Notstände“ nachzeichnet, zeigt Kittel das „Spektrum der Ausgleichsleistungen“ auf und erläutert deren Refinanzierung durch Bund und Länder. Eine Darstellung der für den Lastenausgleich geschaffenen Bürokratie sowie der 28 Novellen, die das Lastenausgleichsgesetz (LAG) in 23 Jahren erfuhr, beschließen diese Übersicht, die das Gerüst zum Verständnis der in den folgenden Kapiteln untersuchten politischen Auseinandersetzungen bildet.

Die für ebendiese Auseinandersetzung ausschlaggebenden Interessen und wesentlichen Akteure sind Gegenstand des zweiten Kapitels, welches – zumal mit einem Umfang von über 300 Seiten – den Schwerpunkt der Monographie bildet. Dabei setzt Kittel nicht bei den Verantwortungsträgern in Parlament und Ministerien ein (diesen kommen die beiden letz-

ten Unterkapitel zu), sondern wählt die von der Gesetzgebung unmittelbar Betroffenen und Angesprochenen zum Ausgangspunkt: die deutschen Heimatvertriebenen und ihre Verbände. Deren Position zwischen „Macht und Ohnmacht“ – vor und nach Gründung des Bundes der Vertriebenen (BdV) – arbeitet Kittel heraus und leistet damit auch einen nicht zu unterschätzenden Beitrag zur Geschichte der Vertriebenenverbände, über die er auch zu kritischen Urteilen gelangt (die es in gewisser Weise auch angesichts heutiger vertriebenenpolitischer Zukunftsherausforderungen zu bedenken lohnt): „In den entscheidenden Jahren der LAG-Gestaltung [...] waren die Interessen der Ostdeutschen von einem vielstimmigen Orchester ohne kraftvollen Dirigenten vertreten worden. Die Einigung der Vertriebenenverbände erfolgte zu spät, und, gravierender noch, sie brachte keinen Durchbruch in puncto organisatorischer und politischer Effizienz.“

Hiermit verbindet sich Kittels zweiter Schritt: die Einordnung der Interessengruppe der Heimatvertriebenen in den bereiten „Markt“ der Gesamtheit nach Hilfe verlangender Opfergruppen des Weltkrieges: „Die langjährige Zwietracht im Lager der Vertriebenen war für die Durchsetzung ihrer sozialpolitischen Ziele umso ungünstiger, als sie mit ihren an den deutschen Staat gerichteten Forderungen keineswegs allein standen.“ Mit dem aus der Gemengelage unterschiedlicher Ansprüche resultierenden gesellschaftlichen „Reizklima“ ist die erste große politische Spannung markiert, in der sich die Interessenpolitik der Vertriebenen bewähren musste. (Der zweiten vergleichbaren Debattenlage ist das letzte Kapitel des Buches gewidmet.) An dieser Stelle kommt nun das Wirken der politischen Parteien im parlamentarischen Prozess auf dem Weg zum LAG und während dessen Weiterentwicklung in den Blick. Neben den Volksparteien CDU/CSU und SPD betrachtet Kittel ebenso die FDP – zumal als Mittelstandspartei – und politische Kräfte am rechts- wie linksextremen Rand sowie den „Block der Heimatvertriebenen und Entrechteten“ (BHE). Das Unterkapitel zum BHE –



FOTO: MEFELLINGER VIA WIKIPEDIA CC 3.0

„Die vertanen Chancen einer Interessenpartei wider Willen“ – gibt ferner korrespondierend zu demjenigen über die Vertriebenenverbände spannende Einblicke in die politische Gestalt der Heimatvertriebenen in der jungen Bundesrepublik. Als letzte Akteure wendet sich Kittel der Exekutive – dem Bundesfinanz- und dem Vertriebenenministerium – zu und beschreibt einen Kompetenzstreit, in dem das Finanz- über das Vertriebenenressort obsiegte.

Den „Mühen der Ebene“ in der politischen Ausgestaltung der Hilfsleistungen nach dem LAG ist das dritte Kapitel gewidmet, das sich den „Grenzen des Lastenausgleichs“ und seinem „Zurückbleiben hinter den ‚volkswirtschaftlichen Möglichkeiten‘“ zuwendet. Die hier gebotene kritische Bilanz der Lastenausgleichspolitik bis in die zweite Hälfte der 1960er Jahre ist gerade angesichts der gegenwärtigen Tendenz bedeutsam, Lastenausgleich und Vertriebenenintegration zum leuchtenden Vorbild heutiger Migrationspolitik zu stilisieren. Vor allem jedoch bietet Kittel hier wie an vielen anderen Stellen ein vielschichtiges Bild deutscher Vertriebenenpolitik in den ersten Jahrzehnten der Bundesrepublik. Zu deren Geschichte gehören heute weitestgehend vergessene Phasen politischen Einklangs zwischen Vertriebenenverbänden und der Sozialdemokratie. Entsprechende kongruierende Bemühungen seitens SPD und BdV um eine gerechtere Gestaltung des Lastenausgleichs zeichnet Kittel etwa für die erste Hälfte der 1960er Jahre nach. Dieser Aspekt ist gerade angesichts des vierten und letzten Kapitels bedeutsam, welches die Entwicklung des Lastenausgleichs im größte-



Ausschuss für Lastenausgleich des Deutschen Bundestages (7. Juni 1961)



Demonstration von Flüchtlingen und Vertriebenen auf dem Bonner Marktplatz am 14. Mai 1966

FOTO: BUNDESARCHIV, B. 143, BILD-F010476-0010 VIA WIKIMEDIA CC

FOTO: BUNDESARCHIV, B. 143, BILD-F022330-0023 VIA WIKIMEDIA CC

Öffentliche Versammlung

Bundestagsabgeordneter **Ernst Kuntzsch**

ZU DEM THEMA

Lastenausgleich wird verabschiedet

Montag, 12. Mai 1952, um 20 Uhr im Saale der „Erholung“
Oberhausen, Paul-Reusch-Str. 66

CDU
Christlich Demokratische Union, Kontaktpunkt Oberhausen

Entschädigungsleistung und der mentalen Wirksamkeit des LAG unterscheidet. Letztere, so zeigt der Autor, wurde zudem durch den subjektiv wahrgenommenen allgemeinen Wirtschaftsaufschwung und die gesamtgesellschaftliche Steigerung des Sozialstandards gefördert. Vor diesem Hintergrund habe

des Wirtschaftswunders“ reden lässt, so deutlich tritt doch das soziale bzw. sozialpolitische Schicksal einer konkreten Opfergruppe hervor – des ostdeutschen Mittelstandes. Diese erschütternde Diagnose fasst Kittel im Epilog seines Buches trefflich zusammen: „Das hauptsächlich materielle Ergebnis bestand darin, dass die Vertriebenen sowohl ihre ostdeutsche Heimat als auch ihr Eigentum dort, soweit vorhanden, verloren und dass viele nie eine auch nur annähernd dem Wert des Verlustes entsprechende Entschädigung erreichten. Gerade der gewerbliche und bäuerliche, auf Vermögen gegründete Mittelstand der früheren deutschen Staats- und Siedlungsgebiete im Osten hat in diesem Zusammenhang mit den größten sozialen Statusverlust realisiert, ja er wurde, wie ein Verbandsorgan Mitte der 1970er Jahre drastisch resümierte, durch das LAG ‚weitgehend dem Untergang überantwortet.‘“

Tilman Asmus Fischer (DOD 5/2020)

ren Zusammenhang der neuen Ostpolitik kontextualisiert. Wenn Kittel sich auch dagegen verwahrt, pauschal von einem „Schlusstrich unter die Vertriebenensozialpolitik“ zu sprechen, fasst er den unter der Regierung von SPD und FDP vollzogenen Paradigmenwechsel doch mit klaren Worten zusammen: „Nach der massiven Kritik des BdV an den Ostverträgen und dessen Schulterschluss mit den Unionsparteien bestand aus sozialliberaler Sicht wenig Veranlassung, ausgerechnet die Interessen der organisierten Vertriebenen – noch dazu auf dem besonders kostenintensiven sozialpolitischen Feld – intensiver zu berücksichtigen. Dazu gab es von der Bildung bis zur Umwelt in viel zu vielen anderen Sektoren der Gesellschaft viel zu viele andere und teure Anliegen, deren Vertreter den Regierungsparteien näher standen.“

Waren somit nun die Heimatvertriebenen am Ende „Stiefkinder des Wirtschaftswunders“, wie der Titel der Monographie fragt? Kittels differenzierter Blick, der das gesamte Buch prägt, bewahrt ihn vor einem pauschalen Urteil. Umso mehr, als er klar zwischen der faktischen

sich nur schwer ein politisches Verlangen nach einem besseren Ausgleich artikulieren können: „Dies galt umso mehr, als jenseits der bis zum Schluss vielfach unbefriedigenden Hauptentschädigung gerade auch kleine Ausgleichsleistungen wie die Ausbildungsförderung oder die Aufbaudarlehen ausgesprochen gut wirkten – und zwar nicht zuletzt in psychologischer Hinsicht.“ Daher kann sich Kittel auch seinem verstorbenen Fachkollegen Hans-Ulrich Wehler anschließen, der den „aus dem Lastenausgleich resultierenden Legitimitätszufluss für die zweite deutsche Demokratie“ hervorgehoben hatte.

Mit Kittels faktenstütztem Insistieren auf den Versäumnissen der Vermögensentschädigung korrespondiert das vielleicht entscheidendste Resultat seiner Studie; denn so wenig sich kollektiv von den Vertriebenen als „Stiefkinder[n]

Manfred Kittel

Stiefkinder des Wirtschaftswunders? – Die deutschen Ostvertriebenen und die Politik des Lastenausgleichs (1952 bis 1975)

(= Beiträge zur Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien, Bd. 182), Berlin: Droste Verlag, 2020.

672 Seiten, Klappenbroschur, ISBN 978-3-7700-5349-0, € 68,-

NACHRICHTEN

RENOVABIS erhält Versöhnungs- auszeichnung



R/DW – Im Rahmen des VI. Kulturkongresses in Lublin, veranstaltet von der Katholischen Universität Lublin, wurde Pfarrer Christian Hartl, Hauptgeschäftsführer des Osteuropa-Hilfswerk der Katholischen Kirche in Deutschland RENOVABIS, am 16. Oktober die Auszeichnung *Memoria iustorum* (lat. „Gedächtnis der Gerechten“) überreicht. Sie wird für besondere Verdienste im Bereich des Dialogs und der Versöhnungsarbeit verliehen. Der Preis hat die Form einer Metallschulptur, die den Heiligen Kyrill und den heiligen Method zeigt, die beide Schutzpatrone Europas sind. Der Lubliner Erzbischof Stanisław Budzik betonte in seiner Laudatio, dass die Solidarität und die treue Unterstützung seitens der Solidaritätsaktion RENOVABIS viele geistige und materielle Früchte in seiner Heimat mit sich gebracht hätten. Dabei handele es sich um Projekte, die nur mit finanzieller Hilfe aus Deutschland möglich gewesen seien, aber auch um Unterstützung beim Aufbau von kirchlichen Strukturen und

beim Prozess der Verständigung und der Versöhnung unter den Völkern von Ost und West. Wörtlich heißt es in der Urkunde: „Renovabis war von Anfang an gedacht als eine Antwort auf den gesellschaftlichen und religiösen Neuanfang in den Staaten des ehemaligen Ostblocks nach dem Zusammenbruch der kommunistischen Systeme. Diese Anerkennung gilt allen Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen von Renovabis, allen, die die Pflingstaktion unterstützen, der Deutschen Bischofskonferenz, der katholischen Kirche in Deutschland und allen Menschen guten Willens für so viele Zeichen der Solidarität mit den Menschen in Mittel-, Ost- und Südosteuropa.“

Welche Zukunft für Europa?

PEU/DW – Ideen für die „Konferenz zur Zukunft Europas“, die die EU noch diesen Herbst eröffnen will, hat die Paneuropa-Union Deutschland bei ihrem 54. Andechser Europatag am 18. Oktober entwickelt. Der Präsident der überparteilichen Europabewegung, der CSU-Europapolitiker Bernd Posselt, nannte vier Schwerpunkte für die Arbeiten, die bis zur französischen Ratspräsidentschaft in der ersten Jahreshälfte 2022 laufen und die Grundlage für einen neuen EU-Reformvertrag bilden sollen: europäischer Zusammenhalt, europäische Schlagkraft und Effizienz, Demokratisierung der EU sowie Verbesserung der Sicht- und Spürbarkeit Europas. Posselt rief dazu auf, eine erneute Spaltung des Kontinents in Ost und West zu vermeiden, keine Grenzsicherungen wie zu Beginn der Corona-Krise mehr zuzulassen, bis zur nächsten Europawahl vertraglich zu verankern,

dass ausschließlich das Europaparlament über die Zusammensetzung der Kommission entscheidet, sowie eine gemeinschaftliche Außen- und Sicherheitspolitik zu schaffen, die in der Lage sei, wirksam auf Aggressionen wie die türkische gegen die EU-Mitglieder Griechenland und Zypern zu reagieren. Dies bedürfe eines stärkeren europäischen Zusammengehörigkeitsgefühls, das auf den geistigen Fundamenten der gemeinsamen europäischen Kultur aufbauen müsse.

Heimatvertriebene und Heimatverbliebene

KDV/DW – Die Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen und die Arbeitsgemeinschaft Deutscher Minderheiten haben mit ihrer dreitägigen Konferenz „Heimatvertriebene und Heimatverbliebene – Zwei Seiten der gleichen Medaille“ einen wichtigen Beitrag für die Zusammenarbeit zwischen den Organisationen der vertriebenen und heimatverbliebenen Deutschen geleistet. Vom 1. bis zum 3. Oktober trafen sich Vertreter von Landsmannschaften mit Repräsentanten der deutschen Minderheiten aus Mittel- und Osteuropa in Dresden vor Ort oder per Online-Zuschaltung. Das historische Datum war dabei bewusst gewählt. Zum 30. Jubiläum der deutschen Wiedervereinigung sagte Reinfried Vogler, Vorstandsvorsitzender der Kulturstiftung: „Ein Tag, der uns nachdenklich macht, der uns dankbar macht und der uns eine Verpflichtung ist, dafür zu sorgen, dass die Verhältnisse, die wir heute in Deutschland und in Mitteleuropa haben, auch auf Dauer weiter bleiben können.“

+++ Polen-Analysen



DIE AKTUELLEN POLEN- ANALYSEN BEFASSEN SICH MIT FOLGENDEN THEMEN:

- **Polen nach dem Wahlmarathon (Nr. 260):** Analyse *Die innenpolitische Lage nach Beendigung des Wahlmarathons* von Janusz A. Majcherek (Pädagogische Universität in Krakau); Statistik *Das Ergebnis der Präsidentschaftswahl (zweiter Wahlgang)*; Umfragen *Demografische Zusammensetzung der Wähler, Einstellungen zur Lage im Land*
- **Soziale Gerechtigkeit in Polen (Nr. 261):** Analyse *Soziale Gerechtigkeit – eine lange verkannte Komponente der polnischen Transformation* von Stefan Garsztecki (Technische Universität Chemnitz); Dokumentationen *Das Programm der PiS, 2019 (Auszug)*, Ex-

posé des Ministerpräsidenten Mateusz Morawiecki, 19. November 2019 (Auszüge); Grafiken *Polen im Gini-Index (2017)*; Umfragen *Einstellungen der polnischen Bevölkerung zu sozialpolitischen Maßnahmen der PiS und gesellschaftlicher Hilfe sowie die Sicht auf die Struktur der Gesellschaft*

- **Die deutsch-polnische Sicherheits- und Verteidigungszusammenarbeit (Nr. 262):** Analyse *Die deutsch-polnische Sicherheits- und Verteidigungszusammenarbeit: geprägt von unausgeschöpftem Potential oder struktureller Fragilität?* von Anna-Lena Kirch (Deutsche Gesellschaft für Auswärtige Politik, Berlin) und Monika Sus (Hertie School, Berlin, und Polnische Akademie der Wissenschaften, Warschau); Interview von Außenminister Heiko Maas mit der Tages-

zeitung Rzeczpospolita; Statistik *Daten zu Truppenstärke und Verteidigungsausgaben*; Umfragen zu Sicherheit und Zusammenarbeit

- **Gewerkschaften in Polen (Nr. 263):** Studie *Die fragmentierte Gewerkschaftsbewegung in Polen: das schwierige Erbe von 1989* von Bastian Sendhardt (Deutsches Polen-Institut, Darmstadt / Büro Berlin); Dokumentation *Die wichtigsten gewerkschaftlichen Dachverbände, Branchenverbände und Einzelgewerkschaften in Polen*; Umfragen *Zur Präsenz der Gewerkschaften in Polen, Einstellungen der polnischen Bevölkerung zu Gewerkschaften*
- Die Polen-Analysen sind zu finden unter: www.laender-analysen.de/polen

Am Ende des Kirchenjahres

Ein Gang über einen außergewöhnlichen Friedhof



Am Fuße des Danziger Hagelsberges liegt neben der Hl. Leichnam-Kirche eine kleine, eher unauffällige Grünanlage, die durch eine Umfriedung nach außen abgeschirmt ist. Sie befindet sich, wo-
rauf ein Gedenkstein hin-

weist, auf dem Gelände des ehemaligen evangelischen Hl. Leichnam-Friedhofs, der hier um 1815 eingerichtet worden war und bis 1956 bestand. Am Eingang erfahren die Besucherinnen und Besucher, dass hier im Jahre 2002 der „Friedhof der untergegangenen Friedhöfe“ eingerichtet worden ist. Eröffnet wird diese Einführung mit Versen von Wisława Szymborska, die auch dem vorliegenden Beitrag vorangestellt sind.

Auch dieser Gottesacker hatte das Schicksal von nahezu 30 Danziger Friedhöfen erlitten, die meist in den 1960er und 1970er Jahren beseitigt wurden, weil sie entweder Wohngebäuden oder dem Ausbau der Verkehrswege weichen mussten oder in Parkanlagen umgewandelt wurden. Dabei darf freilich die politische Stoßrichtung dieses radikalen Umgangs mit den Ruhestätten der Verstorbenen, von denen die meisten deutsch und evangelisch waren, keineswegs übersehen werden.

Dieser Aspekt ist von Stefan Chwin deutlich akzentuiert worden, als er hinsichtlich der zwischen der Medizinischen Akademie und der Technischen Universität Danzig liegenden Friedhöfe feststellte, dass sie umgegraben und von den „politisch unkorrekten Knochen“ gereinigt worden seien. Diese niederen Motive spricht auch der schon genannte Informationstext offen an, in dem es heißt, dass die Danziger Friedhöfe als Orte des kollektiven Gedächtnisses und als Zeugnisse des materiel-

[...] *Die Erde brodelte – und es sind die, die selbst schon Erde sind,
sie stehen auf, ein Klümpchen nach dem anderen,
eine Handvoll nach der anderen,
sie kommen aus dem Verschweigen, kehren zu ihrem Namen zurück,
zum Gedächtnis der Nation, zu Kränzen und Farben [...]*

Aus: *Rehabilitation* von Wisława Szymborska

len Kulturerbes einer multikulturellen und deutschsprachigen Stadt aufgrund einer „blamablen Ideologie“ zerstört worden seien. Insofern ist die symbolische Ruhestätte, die dank einer Initiative engagierter Bürger sowie Danziger Behörden errichtet wurde, als ein Zeichen der Wiedergutmachung und Versöhnung zu verstehen.

Die zentrale Position innerhalb des Parks nimmt eine massive schwarze Marmorplatte ein, die an einen Brandopferaltar oder auch einen Katafalk erinnern soll. Am Fuße des Denkmals liegen scheinbar ungeordnet-zufällig arrangierte Fragmente von Grabsteinen mit Inschriften in Deutsch, Hebräisch und Polnisch sowie mit Symbolen verschiedener Religionen. Um den Sockel verläuft eine Inschrift – zwei Verse aus dem „Kaddish“ der deutsch-jüdischen, in Galizien geborenen Lyrikerin Mascha Kaléko (1907–1975):

*Den Hunderttausend, die kein Grabstein nennt,
Und die nur Gott allein bei Namen kennt*

Die streng geometrische Anlage erinnert an den Grundriss eines mehrschiffigen Kirchraums oder aufgrund des reichen Baumbestandes auch an einen Götterhain. Vereinzelt begegnet man noch erhalten gebliebenen Grabmälern von den untergegangenen Friedhöfen – das ansehnlichste von ihnen ist dasjenige der Familie Klawitter, der Inhaber der gleichnamigen Werft, das sogar schon früher auf dem Hl. Leichnam-Friedhof gestanden hatte.

Obwohl sich in der Nähe der Anlage eine Bahnstation sowie ein Busbahnhof befinden und auch unmittelbar ein kleiner Spielplatz angrenzt, ist diese Gedenkstätte hinlänglich abgeschieden, so dass Besucher Stille und Ruhe verspüren können. Etwas reger besucht wird der Ort lediglich an Allerheiligen und Allerseelen, wenn sich hier Geistliche und Gläubige mehrerer Bekenntnisse zu einer gemeinsamen ökumenischen Andacht versammeln. Sonst kann man eigentlich sicher sein, beim Beten oder Meditieren ungestört zu bleiben. – Wer danach bei der Hl. Leichnam-Kirche vorbeischaute, die seit 1974 der polnisch-katholischen Pfarrgemeinde gehört, um dort z. B. einen Blick auf die beeindruckenden Deckenmalereien zu werfen, entdeckt an der Anzeigetafel im Eingangsbereich ein vergilbtes Stellenangebot, in dem ein Arbeitgeber namens Jesus von Nazaret nach „Friedensbauern“, „Guten Sämannern“ oder „Glaubenszeugen“ sucht und als Lohn das ewige Leben auslobt. Bei der Lektüre wächst plötzlich die Zuversicht, dass alle willigen Arbeitnehmer, deren Namen von den Menschen vergessen wurden und deren Grabsteine vom Angesicht der Erde verschwanden, schon längst ihren Preis bekommen haben: von demjenigen, der nicht nur jeden einzelnen kennt und „alle Tränen abwischt“ (Offb 21,4), sondern der auch „niemanden wegen seiner Herkunft bevorzugt oder benachteiligt“, weil ihm „alle Menschen willkommen sind, ganz gleich, aus welchem Volk sie stammen, wenn sie nur Ehrfurcht vor ihm haben und so leben, wie es ihm gefällt“ (Apg 10, 34f.). **st** Joanna Szkolnicka

Weihnachten 2020

Mit Bedacht haben wir die Rubrik ZUM JAHRESSCHLUSS mit einem Beitrag eröffnet, der daran erinnert, dass zur Verabschiedung eines Jahres zunächst der Ewigkeitssonntag gehört. Dieser Entschluss lag besonders nahe, weil das Weihnachtsfest diesmal wohl kaum ungetrübte Fröhlichkeit erhoffen lässt, sondern von einiger Nachdenklichkeit begleitet wird: Die seit Monaten grassierende und in ihrem weiteren Verlauf unkalkulierbare Pandemie

hat über alle Ländergrenzen hinweg das Bewusstsein für die Gefährdungen des individuellen Lebens, aber auch des gesellschaftlichen Miteinanders geschärft und uns gelehrt, die grundsätzliche Unsicherheit aller Planungen wieder ernst zu nehmen. Wer wird heute noch wagen, feste Annahmen über zukünftige Entwicklungen zu äußern?

Diesen Einschränkungen wollen wir allerdings eine Impression vom Langen Markt mit dem Rechtstädtischen Rathaus entgegensetzen: Sie vermag die Atmosphäre eines friedvollen und glanzvollen Winterabends zu schaffen und kann ein Symbol von Zuversicht und Harmonie bilden.



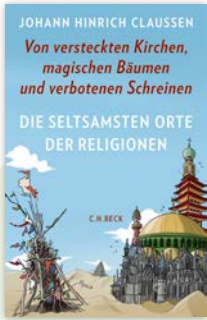
Liebe Leserinnen, liebe Leser,

im Sinne dieses Bildes wollen wir für Sie zum Jahreswechsel – so wie es heute allgemein üblich geworden ist – ein nachhaltiges, vor allem gesundheitliches Wohlergehen erhoffen. Darüber hinaus danken wir Ihnen an dieser Stelle nochmals für Ihre Treue, die Sie unserer Zeitung auch 2020 gehalten haben, und nicht zuletzt wünschen wir Ihnen trotz aller Unbill gerade in diesen Zeiten von Herzen ein gesegnetes Weihnachtsfest und einen guten Übergang in das neue Jahr 2021.

Ihre Redaktion des *Westpreußen*

Sieben Empfehlungen

für Mußestunden zwischen den Jahren



Johann Hinrich Claussen

Die seltsamsten Orte der Religionen. Von versteckten Kirchen, magischen Bäumen und verbotenen Schreinen

München: C. H. Beck, 2020, Hardcover,
239 S., mit 20 Illustrationen, € 20,-

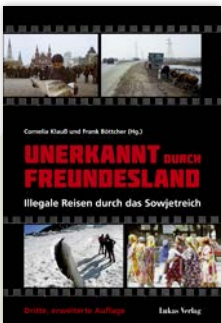
ASSOZIATIONEN UND EINDRÜCKE, die sich mit der Advents- und Weihnachtszeit verbinden, können vielfältig sein: Die Katholiken im portugiesischen Miranda do Douro kleiden zu Weihnachten den *Menino Jesus da Cartolina* in ihrer Kathedrale mit einem weißen Gewand ein; der „Kleine Jesusknabe mit dem Zylinder“ ist vielleicht eine der eigenwilligsten Christusdarstellungen: „Die Puppe steht in einer schrankgroßen Vitrine mit barock verschnörkeltem Rahmen. Hinter der Glasscheibe befindet sich eine vielleicht unterarmgroße Figur. Sie hat ein puppenhaftes, glänzendes Keramikgesicht mit auffällig rot geschminkten Wangen. Auf dem Kopf trägt sie einen schwarzen Zylinder. Die rechte Hand ist wie zum Segensgruß ausgestreckt, die linke hält eine blaue Kugel.“ – Weihnachtsmarkt auf dem Berliner Breitscheidplatz: „Am 19. Dezember 2016 fuhr ein islamistischer Terrorist einen Sattelzug mitten in den dortigen Weihnachtsmarkt hinein. Er tötete zwölf Menschen und verletzte fünfundfünfzig Besucher des Marktes schwer.“ Unter Mittun der Kirche wurde der Vorplatz der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche zu einem Ort heilsamer Erinnerung. – Im Himmlischen Jerusalem der kimbanguistischen Kirche in Nkamba, Kongo, wird seit den 1990er Jahren Weihnachten am 25. Mai gefeiert: Der Eindruck, den ihr charismatischer Kirchenführer Dialungana „bei den Gläubigen hinterließ,

war so tief, dass sie in ihm Jesus Christus wiedererkannten. [...] Seither feiert sie Weihnachten am [...] Geburtstag von ‚Papa‘ Dialungana.“

Das Heiligtum des *Menino Jesus da Cartolina*, der Breitscheidplatz und die Gemeinde in Nkamba sind nur drei von 42 Orten, die der EKD-Kulturbeauftragte Johann Hinrich Claussen in seinem neuesten Buch als *Die seltsamsten Orte der Religionen* zusammengestellt hat. Wie bei einem Theologen und Pfarrer nicht anders zu erwarten, geht es ihm dabei freilich nicht darum, Religion und Frömmigkeit als obskur oder exotisch auszuweisen. Vielmehr gelingt es dem Verfasser, die Vielfalt und Breite möglicher Formen von Religiosität aufzuzeigen – und damit in subtiler Weise die (von großen Teilen seiner deutschen Leserschaft wohl so empfundene) „Normalität“ der religionskulturellen Landschaft Westeuropas zu hinterfragen.

„Auch ein vermeintlich aufgeklärter Westeuropäer“, so Claussen, „sollte sich dafür interessieren, wo Religion heute noch eine lebendige Kraft ist, was dies für ihre jeweilige Heimat und deren Bewohner bedeutet – und was dies einen selbst angehen könnte.“ In diesem Sinne spürt Claussen der lebensweltlichen Prägenkraft von Religion auf fünf Kontinenten nach – und bietet dem Leser dabei eine spannende Reise zu meist kaum bekannten Orten. Einer von ihnen ist übrigens die „Evangelische Lagerkapelle“ im Erstaufnahmelager Friedland; für den Verfasser eine „der seltsamsten Kirchen Deutschlands“ und „zugleich die unscheinbarste“. In einfühlsamer Weise weiß er, deren seelsorgerliche Bedeutung für die Entwurzelten und Heimatlosen zu würdigen: „Man versucht, Menschen, denen gerade erst etwas Furchtbares zugestoßen ist, an einen Ort zu bringen, an dem sie keine Angst mehr haben müssen, der ihnen vertraut vorkommt, an dem sie sich wohlfühlen und wieder zu sich kommen können.“

Tilman Asmus Fischer



Cornelia Klauß und Frank Böttcher (Hrsg.)

Unerkannt durch Freundesland. Illegale Reisen durch das Sowjetreich

Berlin: Lukas Verlag für Kunst
und Geistesgeschichte, 2011,
Klappenbroschur, 500 S., 110 Farb-
und 211 S/W-Abbildungen, € 26,90

IN DEN 1970ER UND 1980ER JAHREN gab es in der DDR eine Bewegung namens „UdF“: Unerkannt durch Freundesland. Dabei handelte es sich hauptsächlich um junge Leute, die sich zwar damit abgefunden hatten, dass sie nicht ins Land des Klassenfeindes reisen durften, die

aber nicht hinnehmen wollten, dass ihnen auch Reisen ins Gebiet des Großen Bruders Sowjetunion verwehrt waren, sofern sie nicht innerhalb einer organisierten Gruppenreise mit einer (aus dem Russischen entlehnten) „marschrut“, einer genau festgelegten Reiseroute, unterwegs waren. Abenteuerlust gab es eben auch im Sozialismus; schließlich wollten sie etwas Spannendes unternehmen, das den Alltag belebte. So machten sie sich daran, die Bürokratie zu überlisten: entweder mit der Beantragung eines Transitvisums oder mittels der „Reiseanlage für den visafreien Reiseverkehr“. Unter den UdF-Reisenden tauschte man sich aus, wie alles am besten zu bewerkstelligen sei. Da Flüge und Zugtickets billig waren, stellte die Urlaubskasse das geringste Problem dar. Dennoch dauerten die Reisevorbereitungen meistens ein Jahr, denn alles wollte gut geplant sein, und als weitaus schwieriger erwies sich die Beschaffung der Ausrüstung (Isomatten,

Schlafsäcke, Daunenjacken u. v. m.), wobei Improvisationstalent und handwerkliche Fähigkeiten gefragt waren.

Zahlreiche Erlebnisberichte schildern, wie sich diese Individualtouristen (die es offiziell gar nicht geben durfte) voller Neugier und Unternehmungsgeist aufmachten, um das riesige Reich zu erkunden: So besuchten sie Königsberg, die Kurische Nehrung, Litauen, Lettland und Estland, aber auch Armenien, Aserbaidschan, Georgien mit Swanetien, Kasachstan, Kirgistan, Moldawien, Russland, Sibirien, Tadschikistan, die Ukraine, Usbekistan, Warkuta. Passionierte Bergsteiger nahmen den Kaukasus mit dem Elbrus oder den Pamir mit dem Pik Lenin und dem Pik Kommunismus (bis 1962 Stalin Pik) in Angriff, die nach dem Zerfall der Sowjetunion dann wieder umbenannt wurden. Einer gehörigen Portion Glück und hilfsbereiten Einheimischen verdankten sie es, dass sie die von ihnen angepeilten Ziele meist erreichten, wenn auch manchmal auf Umwegen, die dann wiederum zu eindrucksvollen Erlebnissen führten.

Unzählige persönliche Kontakte zu Menschen aus den unterschiedlichsten Schichten ergaben sich in großen Städten, aber auch in kleinen Dörfern, wo man sie stets sehr gastfreundlich aufnahm. Es kam auch zu verblüffenden Begegnungen in diesem Riesenreich voller Widersprüche. Auf ihre nicht perfekten Russischkenntnisse, ihre helle Haut und ihre schmalen Gesichter angesprochen, gaben sie sich in Mittelasien als Bewohner der baltischen Republiken aus, was allgemein akzeptiert wurde. Natürlich konnten auch vereinzelte Begegnungen mit der Polizei, der Miliz und sogar dem KGB nicht immer verhindert werden, doch diese liefen meist glimpflich ab. Sehr erhellend ist das Kleine ABC des Sowjettourismus sowie ein Kapitel über Transitabweichler und Reisegruppenflüchtige im Spiegel der MfS-Akten. Viele schöne Fotos (schwarzweiß und in Farbe) ergänzen schließlich das ausgesprochen lesenswerte Buch.

Heidrun Ratz-Potrykus



Friedrich Pfad

Helene Elisabeth Prinzessin von Isenburg – Eine Spurensuche

Willihof (CH): Wistana-Verlag und
Geschichtsmanufaktur, 2019
Softcover, 242 S., 29 S/W-Fotos, € 48,50

BEI EINER BUSFAHRT NACH OBERSCHLESIEIN zu ehemaligen Zwangsarbeitslagern und Gedenkstätten wurde ein Buch herübergereicht, in dem der Name des NKWD-Lagers Graudenz genannt wurde. Ich fand auch den Zeitzeugenbericht eines ehemaligen Wehrmachtangehörigen, der im Juni 1945 im Erzgebirge verhaftet wurde und zehn Jahre lang eine Odyssee durch verschiedene Haftorte machte: Bautzen, Tost in Oberschlesien, Graudenz in Westpreußen, Neubrandenburg, Buchenwald und Waldheim, obwohl er sich letztlich als unschuldig erwies. In den NKWD-Lagern Tost und Graudenz lag die Todesrate bei weit über 50 %, verursacht durch Zwangsarbeit, Misshandlungen, Morde, Hunger und Seuchen.

Ich wunderte mich über den Buchtitel, denn es handelte sich offensichtlich weder um die Biographie einer Prinzessin noch um ein Märchenbuch. Der Band entpuppte sich vielmehr als eine Beschreibung des Wirkens der Prinzessin von Isenburg, die den Verein STILLE HILFE FÜR KRIEGSGEFANGENE UND INTERNIERTE mitbegründete und als dessen Präsidentin bis 1959 maßgeblich prägte. Dieser Verein hat international viel Anerkennung erfahren, aber in aller Stille gearbeitet, um das Leid der Gefangenen und ihrer notleidenden Familien zu lindern und diese im Spannungsfeld der Jagd nach Kriegsverbrechern und nationalsozialistischen Tätern nicht zu gefährden. Nach der Kapitulation im Mai 1945 war es zu zahllosen plötzlichen Verhaftungen in allen vier Besatzungszonen gekommen. Die Darstellungen und Zeitzeugenberichte im zweiten Teil des Buches zeigen anschaulich das Geschehen mit detaillierten Quellenangaben.

Der Autor geht in seiner Spurensuche vor allem aber einer anderen Frage nach: Warum wurde der Verein der Prinzessin verunglimpft

und diffamiert? Im Vorwort wird eine zeitgeschichtliche Dokumentation angekündigt, und so werden Behauptungen geprüft, die erstmals 1961 in dem Buch *Judenmörder Eichmann – Kein Fall der Vergangenheit* von Heinz Kühnrich in einem eigenen Kapitel auftauchen. Die Prinzessin wird dort als „Strohuppe mit mächtigen Beziehungen“ beschrieben. Sie habe „braune Hände“; der Verein habe „einen schlichten Namen“ und sei „unscheinbar“. Dies dürfe aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass die STILLE HILFE FÜR KRIEGSGEFANGENE UND INTERNIERTE E. V. eine neofaschistische Untergrundorganisation mit einem Netz sei, das sie „in der ganzen Welt ausgebreitet“ habe. Der Historiker Kühnrich konstruierte aus dem Verein eine Organisation, die Nazi-Kriegsverbrechern, faschistischem Elitepersonal und gesuchten Massenmördern zur Flucht verhalf, damit die Komplizen sich so der Verantwortung entziehen konnten. Seine Begriffe stammen aus dem Wortschatz des Marxismus-Leninismus – Kühnrich war von 1958–1990 als Wissenschaftler im INSTITUT FÜR MARXISMUS-LENINISMUS BEIM ZENTRALEKOMITEE DER SED tätig – und sind, was auch spätere Autoren und Wissenschaftler bestätigen, nirgends durch Tatsachen oder Beweise abgedeckt.

Anhand der Formulierungen und Quellenangaben hat Friedrich Pfad akribisch einen Personenkreis ermittelt, der aus dem marxistisch-sozialistischen Umfeld stammt und dessen Akteure allesamt der Prinzessin faschistische Motive unterstellen. Auf diese Weise werden mit immer gleichem Vokabular und mit letztlich substanzlosen Behauptungen die geschichtlichen Zusammenhänge verfälscht. Es ist diesen Zirkeln bis heute gelungen, ihr Netzwerk aufrechtzuerhalten und sich in der Szene des „Kampfs gegen rechts“ bzw. des „antifaschistischen Widerstands“ zu etablieren. Der Autor nennt offen Organisationen und Namen der Aktivisten dieses Kampfes, der mit Millionen aus Steuergeldern unterstützt wird. Alles belegt er mit Quellenangaben, die aktuell, seriös und öffentlich zugänglich sind.

Mehr verrate ich hier nicht – das Buch ist eine wahre Fundgrube zur bis heute andauernden Nachkriegs- und Ideologieggeschichte.

Sibylle Dreher



Navid Kermani

Entlang den Gräben. Eine Reise durch das östliche Europa bis nach Isfahan

München: C.H. Beck, 2020

Softcover, 447 S. mit einer Karte, € 14,95

BEVOR ER ZU EINEM BEKANNTEN Schriftsteller wurde, bevor er im Bundestag wie niemand zuvor über die Errungenschaften des Grundgesetzes sprach, bevor er mit dem Friedenspreis des Deutschen Buchhandels ausgezeichnet wurde und schließlich sogar für das Amt des Bundespräsidenten im Gespräch war, hatte Navid Kermani bereits jahrelang als Journalist gearbeitet, unter anderem für die *Frankfurter Allgemeine Zeitung*. Der 1967 geborene Autor legt noch heute Wert darauf, dass er dieses Handwerk seit seiner Jugend im südwestfälischen Siegen richtiggehend erlernt hat – von der Pike auf, wie man früher gern sagte.

Unterstützt durch die Redaktion des *Spiegel* ist Navid Kermani in den Jahren 2016 und 2017 durch das östliche Europa gereist, durch Länder und Regionen, die in der Bundesrepublik normalerweise nicht gerade im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit stehen. Kommt es dort zu Unruhen oder kriegerischen Konflikten, dann erscheinen sie für uns wie aus dem Nichts plötzlich in den Schlagzeilen. Doch natürlich gibt es immer eine Vorgeschichte und auch ein Leben danach. Navid Kermanis Reisereportage *Entlang den Gräben* führt in das Weißruss-

land vor den gegenwärtigen Bürgerprotesten, zeigt die Fronten in der Region Bergkarabach vor den jüngsten bewaffneten Konflikten und erinnert an die Situation in der Ukraine kurz nach der Annexion der Krim durch Russland. Sein Ziel findet der Weg *Entlang den Gräben* im Iran, in der für ihre Bauwerke aus der Dynastie der Safawiden berühmten Stadt Isfahan, die Navid Kermanis Eltern in den sechziger Jahren verließen, um sich in Deutschland eine neue Existenz aufzubauen.

Was Kermanis Berichte, in denen unter anderen auch Posen, Breslau und Warschau breiten Raum einnehmen, zu einem außergewöhnlichen Leseerlebnis macht, erkennt man zum Teil erst mit etwas Abstand. Seine Schilderungen schmücken sich nicht mit einer besonders gesuchten, literarischen Sprache und ergehen sich auch nicht in Welt-erklärungen nach der Art eines Peter Scholl-Latour. Kermani hat durch seine Biografie, seinen Werdegang und seine weitgespannten Interessen mit der Zeit einen ganz eigenständigen Blickwinkel entwickelt. Dass es ihm tatsächlich gelingt, die Leserinnen und Leser mit seinen Augen sehen zu lassen, das ist das Besondere an diesem Buch. Gerade in den Begegnungen mit seinen Gesprächspartnern in den unterschiedlichen Ländern überschreitet Kermani immer wieder das Format der Reisereportage: Ihm zu folgen heißt auch, in die Vergangenheit zu schauen und über die Zukunft nachzudenken. Seit einigen Monaten ist *Entlang den Gräben*, das 2018 zuerst veröffentlicht wurde, auch als preisgünstige Taschenbuchausgabe erhältlich.

Alexander Kleinschrodt



Sandra Lüpkes

Die Schule am Meer

Hamburg: Kindler, 2020

Hardcover, 576 S., € 22,-

JUST 1925: AUF DER INSEL am Rande der Weimarer Republik gründen engagierte Pädagogen die „Schule am Meer“, ein Institut, das ganz neue Wege gehen soll. Gleichberechtigtes Miteinander und praktisches Lernen im Einklang mit der Natur stehen im Mittelpunkt des reformpädagogischen Experiments, das mit viel Mut und Kraft begonnen wird. Neben dem charismatischen Schulleiter Luserke sind es vor allem Paul Reiner und seine Frau Anni, die den Neuanfang gestalten und sich weder von den allerprimitivsten Anfängen, schmerzhaften Rückschlägen oder finanziellen Problemen noch von widrigen klimatischen Bedingungen auf der Insel beeindrucken lassen. Anni Reiner trägt zudem nicht unwesentlich dazu bei, die Schule bei ihren Ausstattungs- und Bauvorhaben großzügig zu unterstützen, kommt sie doch aus einer sehr wohlhabenden Industriellenfamilie und ist bereit, immer neue Summen in das gemeinsame Lebensprojekt einzubringen. Neben den klassischen Schulfächern, Sprachen, Naturwissenschaften und sportlicher Ertüchtigung, legt man in der „Schule am Meer“ großen Wert auf künstlerische und musikalische Bildung. Diese verantwortet Eduard Zuckmayer, der Bruder des berühmten Carl Zuckmayer. Rasch macht sich die Schule deutschlandweit einen Namen und zieht auch

den Nachwuchs prominenter Eltern an. So gehören Peter, der Sohn des Schriftstellers Alfred Döblin, und Günther Leitz, der Sohn des Unternehmers Ernst Leitz, ebenso wie die spätere Filmschauspielerin Maria Becker und Beate Köstlin, später verheiratete Uhse, zur Schulgemeinschaft und finden dort für einige Jahre eine neue Heimat.

Von Beginn an beäugen die Insulaner das Schulprojekt skeptisch, argwöhnen allzu große Freizügigkeit bei der Koedukation oder gar kommunistische Umtriebe. Und Anni Reiner ist Jüdin. Mit dem Aufkommen des Nationalsozialismus auch auf der kleinen ostfriesischen Insel stellen sich neben den ohnehin herausfordernden Notwendigkeiten des Alltags neue Schwierigkeiten ein. Paul und Anni Reiner, die vierundzwanzig Stunden am Tag, sieben Tage die Woche im Dienst für „ihre“ Kinder sind, kommen nach dem hochmotivierten Beginn bald an physische und psychische Grenzen ...

Die gebürtige Juisterin Sandra Lüpkes konnte bei den Recherchen zu ihrem Buch nicht nur die jüngste Tochter des Lehrerehepaars Reiner als Zeitzeugin befragen, sondern auch das Logbuch, in dem Schulleiter Luserke täglich das Geschehen in und um die Schule herum festgehalten hatte, sowie zahlreiche Briefe und Fotos erwiesen sich als Fundgrube und ermöglichten es, vielfältige Begebenheiten, Anekdoten und Alltagssituationen realitätsnah und detailliert darzustellen. So entstand ein atmosphärisch dichter Roman, in dem sich das Leben in einer außergewöhnlichen Schule an einem besonderen Ort verfolgen lässt, während sich zugleich die dunklen Schatten der letzten Jahre der Weimarer Republik bedrohlich verdichten.

Annegret Schröder



Adriaan van Dis

Das verborgene Leben meiner Mutter

Roman, aus dem Niederländischen übersetzt
von Marlene Müller-Haas

München: Droemer, 2016, geb., 285 S., €19,99

IN EINER GRÜNEN TRUHE, fest verschlossen und argwöhnisch bewacht, wittert der Junge Adriaan von früh an die Geheimnisse aus dem verborgenen Leben seiner Mutter, „einer großen Schweigerin“; und mit ihr liefert er sich bei dem Versuch, den Deckel in einem vermeintlich günstigen Moment zu öffnen, einen leidenschaftlichen, geradezu hass-erfüllten Kampf, bei dem er mit brachialer Wucht gehindert und bezwungen wird.

Es sollte noch Jahrzehnte währen, bis sich dem Sohn der Inhalt jenes monströsen Möbelstücks endlich erschließt. Erst als fast hundertjährige Greisin wendet sich ihm seine Mutter zu, dann allerdings mit einem höchst verwegenen Ansinnen: Sie sei bereit, ihre Lebensgeschichte zu erzählen, allerdings allein unter der Bedingung, dass er ihr eine „Pille“ besorgt und ihr dadurch die Möglichkeit gibt, sich selbstbestimmt von den lästigen Beschwernissen des Alters befreien zu können. Über den Ausgang dieses „Handels“ soll hier nicht weiter gesprochen werden. Verraten werden aber darf indes, dass der autobiographische Erzähler schlaglichtartig allmählich Stück für Stück Einblicke gewinnt in jene ferne Zeit, in der seine Mutter, stets über alle Konventionen erhaben,

einen dunkelhäutigen Offizier nach Niederländisch-Indien begleitet, und zwar bis in einen Außenposten dieser Kolonie auf einer gottverlassenen Insel; drei Mädchen werden geboren; amouröse Erlebnisse, aber auch die Fremdheit des Dschungels, Entbehrungen und Tod sowie der Überfall durch die japanischen Truppen tauchen unvermittelt und fetzenhaft in den Rückblicken der alten Frau auf. Deren Erinnerungen werden zuweilen von einzelnen Schriftstücken oder vergilbten Fotos geweckt, die zwischenzeitlich – jeweils unbeobachtet – dem Schatz der Truhe entnommen worden sind. Auch die karge Kindheit des Sohnes erklärt sich aus den skizzenhaften Schilderung des Lebens in einem Repatrianten-Heim, in das die Rückkehrer aus der verlorenen Kolonie verbannt werden und wo er, das jüngste Kind, als „Bastard“ aus einer nicht legalisierten Beziehung geboren wird.

Der Ton in den Gesprächen zwischen den Generationen bleibt distanziert, ruppig bis schroff, mitunter sogar frivol – man schenkt sich nichts. Jedoch scheint sich in kleinen Schritten der langegehegte Wunsch des Sohnes zu erfüllen, dass es in einer Familie doch möglich sein müsse, ehrlich zu sein, nicht zu lügen oder „zuzudecken, was stank“. Im gleichen Zuge wachsen die Nähe und fürsorgende Zuwendung, die er seiner gebrechlichen Mutter gegenüber zulässt und die von ihr geduldet werden. Wenn er nach ihrem Tode zum ersten Male selbsttätig die grüne Truhe aufzuschließen wagt, vermag er die zwei letzten, dort noch verbliebenen Dinge – wissend und berührt – ihrer Lebensgeschichte zuzuordnen. Adriaan van Dis hat dann wohl – und mit ihm nach einer aufwühlenden Lektüre auch der Leser – seine innere Ruhe gefunden.

Ursula Enke



Olga Tokarczuk

Die verlorene Seele

Illustrationen von Joanna Concejo,
Übersetzung aus dem Polnischen
von Lothar Quinkenstein

Zürich: Kampa, 2019, geb., 48 S.,
durchgehend vierfarbig, €22,-

DIE AUTORIN DIESES BUCHES braucht sicherlich nicht mehr eigens vorgestellt zu werden, denn nachdem Olga Tokarczuk vor zwei Jahren der Nobelpreis für Literatur verliehen worden war, hat ihr Name auch in Deutschland eine allgemeine Bekanntheit gewonnen. Weniger vertraut aber dürfte es ihren Leserinnen und Lesern sein – und dies gilt vermutlich auch für diejenigen in Polen –, dass die Autorin 2017 ihr erstes Kinderbuch, *Zgubiona dusza* [Die verlorene Seele], verfasst hat, das seit dem letzten Jahr auch in deutscher Sprache vorliegt. Der Protagonist dieser subtilen metaphorischen Erzählung, der den Namen Jan trägt, ist ein arbeitssüchtiger Mann, der in fieberhafter Hektik lebt und ständig unterwegs ist. Eines Tages aber wacht Jan in einem Hotelzimmer mit dem Gefühl einer inneren Leere auf und weiß nicht mehr, was er dort macht und – viel schlimmer noch – wie er eigentlich heißt. Es stellt sich heraus, dass seine Seele nicht in der Lage gewesen ist, mit seinem Lebenstempo mitzuhalten und schließlich verloren ging. Jan bleibt nichts anderes übrig, als dem Rat einer alten und erfahrenen Ärztin zu folgen, sich in aller Ruhe hinzusetzen und geduldig auf seine Seele zu warten.

Neben dem literarischen Text beruht der Erfolg dieses eindrucksvollen Werks, das mit mehreren Preisen, darunter dem BOLOGNA RAGAZZI AWARD, ausgezeichnet wurde, auf der Gestaltungskraft der Illustratorin Joanna Concejo. Sie entwickelt eine Bildsprache, die das innere Erleben des Protagonisten anschaulich macht. Die Phase der von Unachtsamkeit und Gleichgültigkeit geprägten Weltanschauung versinnbildlichen schwarz-weiße Zeichnungen mit abgestuften Grautönen; mit Jans Rückkehr in die beseelte Lebendigkeit tauchen dann Farben auf und werden zum Hauptmerkmal einer neuentdeckten, phantasievoll entgrenzten Realität. Faszinierend sind zudem die graphische Konzeption und das Layout: Das Bändchen ähnelt einem vergilbten Heft, in das auf karierten Blättern Tagebuchnotizen eingetragen worden sind.

Auf den letzten Seiten des Buches, wenn Jans Seele endlich ihren Besitzer wiederfindet, wird das Auge durch das saftige Grün von Pflanzen erfreut, die aus versunkenen Uhren und Reisekoffern sprießen. Dieses Symbol der Überwindung und einer neuen „Natürlichkeit“ dürfte gerade heute vielen zu denken geben, die ebenfalls in ständiger Eile und Betriebsamkeit gelebt haben – und nun durch die Coronapandemie und die damit verbundenen Einschränkungen veranlasst wurden, ihr Lebenstempo zu drosseln. Einige haben dabei vermutlich auch ihre Seele quasi wiedergewonnen, indem sie neuerlich den Reiz ruhiger, beschaulicher Häuslichkeit wahrgenommen und mehr Zeit mit ihrer Familie verbracht haben. Dort könnte die Geschichte von Olga Tokarczuk einen idealen Ort für eine gemeinsame Lektüre mit Kindern finden.

Joanna Szkolnicka

Anlässlich seines 150. Todestages haben wir den westpreußischen Schriftsteller Bogumil Goltz in dieser Ausgabe schon gewürdigt. Über sein Werk soll aber nicht nur interpretierend gesprochen werden, sondern wir wollen diesem Autor unsere Reverenz auch dadurch erweisen, dass wir ihn in einem originalen Text ausführlicher selbst zu Wort kommen lassen.

Gewiss: Goltz zu lesen, ist in einer Zeit, in der sachlich-knappe Botschaften zur Norm geworden sind und auch Literatur in eine möglichst „einfache Sprache“ übersetzt wird, ein kleines Wagnis. Der Anweg ist zugestandenermaßen nicht ganz einfach. Gleichwohl lohnt es sich, ein wenig Geduld und Muße aufzubringen, sich auf den Text mit seinen zuweilen unüberschaubar wirkenden Sätzen und etlichen, vielleicht ungewohnten Formulierungen einzulassen, sich dem Wechsel der Perspektiven zwischen der kindlichen Wahrnehmung und der erwachsenen Reflexion anheimzugeben und sich vom sprachartistischen Sog mitreißen zu lassen, den die nicht enden wollenen Verkettungen origineller Wortfindungen unweigerlich auslösen – dies kann zu einem regelrechten Vergnügen werden, wenn ein Goltz-Text die Chance erhält, diese Kräfte tatsächlich zu entfalten.

Als besonders taugliche Grundlage für solch ein Angebot erscheint uns ein Abschnitt aus dem 1. Band des *Jugendlebens* (Leipzig 1852), den wir gerade mit Blick auf den Jahresausklang ausgewählt haben. Er findet sich im Kapitel „Die Kindheit“, auf den Seiten 59–82; und die Ausschnitte, die wir daraus veröffentlichen, folgen streng der Orthographie und Interpunktion der Erstausgabe. *Die DW-Redaktion*



Ernst Kolbe: Winterlandschaft in Pommern, undatiert, vermutlich 1907

Eine Weihnachtsreise ins altpreußische Land

Bogumil Goltz

Da es in meiner Erinnerung mal Winter ist, so kommen mir Bilder von einer Winterreise, die ich vielleicht in meinem sechsten oder siebenten Jahre mit meinen Eltern zu den Großeltern mütterlicher Seite nach Altpreußen gemacht. Es waren wohlstehende, aber schlichte Bürgerleute, die ihre alten Tage mit einer unverheirathet gebliebenen Tochter in einem Landstädtchen verlebten, demjenigen ähnlich und in der Nähe, in welchem Herder geboren ist. Man muß so ein ostpreußisches Städtchen im Winter gesehen haben, und an einem trüben Abende, nach weiter Reise durch eingeschneite Felder, Wälder und über gefrorene Seen da in eine Herberge hineingefahren und über Nacht geblieben sein, um in der Seele zu begreifen, was es mit dem nordischen Kleinbürgerleben und mit der winterlichen Symbolik bereits in Ostpreußen so gut, wie in Westgrönland zu bedeuten hat. Ich habe darüber zwar erst in spätern Jahren

reflectiren gelernt, aber es schon in meiner Kindheit empfunden, und so schweben mir von jener Reise die wunderbarsten Szenen und ganz unbegreifliche Erlebnisse und Traumgesichte noch heute vor dem Sinn, die ich nicht anders, als so skizzenhaft und so unerklärlich mit spätern Eindrücken aus erwachsenen Lebensjahren vermischt wiedergeben kann, wie sie mir eben auftauchen und zu Willen sind.

Von den Zurüstungen der Reise hab' ich nichts weiter behalten, als daß ich in ein altes Umschlagetuch der Mutter vom Kopf bis zu den Beinen und bis zum Erstickten festgewickelt worden bin. ...

Dann wieder fahren wir bei einbrechendem Abende über einen großen, großen gefrorenen See. Der Kutscher und der Vater gehen neben dem Schlitten, und mich hat die Mama von hinten fort und auf den Schoos hervorgeholt, damit sie mich, wenn der Schlitten einbrechen möchte, gleich weit aufs feste Eis

werfen kann; so denk' ich es mir wenigstens jetzt, und so hab' ich's wol damals gefühlt.

Es geht Alles ganz glücklich bis zum Ufer, da ist das Eis mürber, die Pferde brechen ein, der Schlitten sinkt einen Augenblick ins Wasser, aber wir kommen doch mit vielem Geschrei und Antreiben aufs Land und gleich darauf in einen «Krug» (Herberge). Die Mama und ich selbst, wir sind trocken, der Kutscher aber und der arme alte Papa sind pfügennaß, und die liebe Mama so erschrocken, daß sie dem Vater mit Thränen um den Hals fällt, der sie lachend beruhigt, und mit lauter Stimme eine ganze Casserole voll Warmbier commandirt. ...

Am andern Tage fahren wir bei ganz gelindem Wetter, und indem der Schnee wie in ganzen Lämmervliesen herunterfloßt, durch einen unermesslichen Wald, der in Ostpreußen eine Haide genannt ist. ...

Zwischen den Schneemassen blickt überall das herzerfrischende Weihnachtsgrün der Kiefern und Fichten hervor, die wie große heilige Christbäume zu Haus' stehen.

Ich empfinde und denke nichts weiter, als die gleichmäßige Stille und schnelle Bewegung des Schlittens; mir ist so reinlich, so säuberlich, und dann wieder so mystisch, so verwandlungsvoll, so feierlich und weihnachtlich bis in die innerste Seele hinein zu Muth, daß ich lauter Seele und Weihnachtsstimmung, und so zu sagen gar nicht bei ordinärem und hausbackenem Menschenverstande bin. Mir ist vielmehr so märchenhaft, wie wenn die ganze Welt zu lauter Schnee und Weihnachten werden will, und als wenn ich selbst ein warmes und leibhaftiges Schneewetter und Weihnachtswunder bin, in dessen heilige Stille das Schlitten- geläute feierlich und wundersam hineintönt, wie die Glocke des heiligen Christ's, der die großen Menschenfinder hier im eingeschneiten Walddome zur Weihnachtsbescheerung ruft. Und damit sie nun nichts Anderes hören, sehen und empfinden, so wird mit der jungfräulichen Schneunschuld der Mutter Maria und des Christkinds die Schwarze, harte, zum Himmel heraufschallende Menschensünde etwa so zugedeckt, verwandelt, gereinigt und verträumt, wie der schwarze, hartgefrorene, widerspenstige, von jedem Tritt wiederhallende Erdboden weich und säuberlich weiß mit Schnee überdeckt wird.

So ungefähr war mir das oder ist mir das heute. Solcher- gestalt vermischen sich bei mir die frühesten Erinnerungen mit der reflectirten Symbolik von heute, sodas ich Beides nicht auseinanderzuhalten vermag.

Und in solcher dicken Weihnachtsstimmung kommen wir zu dem Städtchen der Großeltern und durch das bethürmte, in Ritterzeiten gebaute Thor. ...

Man hatte mich in ein Oberstübchen zu Bette gebracht, und es geschah zum erstenmal, daß ich unter dem frommen Ge-

sange des Nachtwächters entschlief, dessen zehnmaliges Pfeifen mir noch viel mehr zu Schaffen gemacht hätte, wenn ich nicht so todtmüde gewesen wäre.

Am andern Morgen aber weckte mich die Reveille des Trompeters auf, den ich schon im Traume gehört. Es waren mir engückende und unbegreifliche Töne, wie eines ungeheuren messingnen Hahns, der mit seinen metallenen Eingeweiden alle Hähne von Fleisch und Bein übersingen und zu Tode klingen will; und als sie unter dem Fenster erschallten, war es mir durchaus so, als kämen sie geradesweges zur Stube herein, und als schmetterten und krächten sie mir das Weihnachtswunder in den Kopf.

Nachdem es wieder still geworden war, fühlte ich mich einen Augenblick wie berauscht und verwirrt, sodas ich gar nicht recht wußte, was mit mir soeben, und überhaupt seit gestern Abend geschehen.

Als ich mich aber ein wenig in meinen Bewußthafigkeiten und Contenancen examinirt und zur süßen Gewohnheit des Daseins orientirt hatte, brachte ich zu meiner dreifachen Wonne und Seelenseligkeit ordentlich heraus, daß heute der erste heilige Christfeiertag, daß ich bei den Großeltern einlogirt und in einer wirklichen Stadt angelangt sei. ...

Als ich nun so mit urdeutscher Gründlichkeit und Gemüthlichkeit inne geworden war, wo ich denn eigentlich befindlich und was mir Alles in die nächste Aussicht gestellt sei, da zappelte mir mein armes Herzlein wie ein Lämmerschwänzlein in der Brust. ...

Sie [Die Großeltern] hielten einen Gewürz- und Kramladen von den Trümmern eines bedeutenden Geschäfts, das von Hause aus in Königsberg betrieben worden war. Aus jener goldenen oder silbernen Zeit hingen da noch im Laden einige Raritäten: eine Kokosnuß, ein Straußei, vor allen Dingen aber ein Seeschiff, und was mir für das Fabelhafteste galt, ein Krokodil. Die Mutter hatte an langen Herbstabenden von diesen Wundern in ihrer Eltern Laden mit derselben Miene, wie von Märchenabenteuern erzählt; und jetzt stand ich einmal mitten unter diesen Herrlichkeiten, das heißt mitten im Kram. Denn als wir zum Frühstück die Treppe herabkamen, wurden eben aus dem verschlossen gehaltenen Laden Rosinen und Mandeln und was sonst noch geholt. [...] Sodann sah ich mit stieren Augen und mit allen meinen Sinnen in Wirklichkeit, was bis dahin nur in der Einbildungskraft gelebt. ...

Aus dem Wunderladen ging es nun zu den Großeltern in die große Puskube, mit einem kolossalen Fenster auf das Gehöfte hinaus.

Auf dem großen Eichentische mit gewundenen Füßen stand nicht blos Kuchen und Kaffee, sondern in einer blaugemusterten hohen Porzellankanne eine Chocolate bereit, von der die Mama

noch aus dem Vaterhause her eine große Liebhaberin war. Mein Sinn und Geschmack aber schwamm in lauter Weihnachten und feuerte demnach auf die Thüre des letzten Hinterfüßchens gerichtet, wo die liebe Großmama unter dem Beistande der alten Ladjungfer mit Beschickung des heiligen Christes beschäftigt war.

Ich trank im Sturm der Gefühle die so lange ersehnte Chocolate ohne sonderlich viel Bewußtsein und Satisfaction. Es ging mir also eigentlich, wie es den Märchenhelden ergeht. Ich mußte mich durch Krokodile und Straußeneier und andere Ungeheuerlichkeiten verwirren und erschrecken, und dann wieder mit süßem Kuchen und verführerischen Getränken meine Sinne vollends berücken und gefangen nehmen lassen, ohne der Hauptsache, d. i. der Weihnachtsbegeisterung, verlustig zu gehen. Ich blieb aber fest, ich paßte aufs Beste und gelangte tapfer ans Ziel.

Weihnachten bleibt für alle großen und kleinen Menschenkinder in der Grundstimmung und Hauptsache wol ein und dasselbe Ding, so verschieden sie auch sonst sein mögen.

Weihnachten hatte damals wenigstens für alle Christenmenschen, gläubige wie ungläubige, in der Seele denselben Klang und Sang, denselben Schimmer und heiligen Schein. Kinderweihnachten zu beschreiben, ist so unmöglich und so überflüssig, wie wenn Einer seine Seele und sein Christenthum, oder sein Eingeweide wie einen Handschuh herauswenden wollte. Ich mag also nur sagen, was eben die altpreussische Weihnacht Absonderliches mit sich geführt hat: und das war hauptsächlich ein Tannenbaum mitten aus der Haide, in eine große Bütte mit nassem Sande gepflanzt, sodas der goldene Apfel auf der Spitze beinahe die Zimmerdecke anstieß. Dann ein neuer Zinnteller, so gleißend wie eitel Silber, auf dem die Thorner Pfefferkuchen, die Marzipanstücke, die Nüsse, die Rosinen und Mandeln, und die rothen Stettiner Äpfel lagen, und endlich eine Schachtel mit gedrechselten «Heiligenbeiler Spielsachen» von Wacholder, hier «Kaddigholz» genannt, welches ein Geäder wie Cedernholz hat, und dessen starker und ganz eigenthümlicher Geruch mich heute noch, wo ich auf ihn treffe, ganz tiefinnig und schwermüthig macht. ...

Während nun Eltern und Großeltern zu ihrem Herrn und Heilande in der Kirche beteten und Buße thaten, habe ich traum- und glückselig mit meiner heiligen Christbescheerung gespielt. Und so geschah und geschieht es von Schrift wegen: denn der Heiland ist der älteste und echteste Kinderfreund, und da die Kinder nach seinem Ausspruche vom Sinn und Geiste des Christenthums lebendig beseelt sind, wenn sie auch nicht sonderlich viel in Worten davon verstehen, so soll ihnen der Ernst und die Arbeit des Christenthums noch ein Spiel und eine Glückseligkeit, ein Weihnachtshimmel auf dieser Erde sein. ...

Als ich am Nachmittage mit dem stämmigen Lehrburschen [...] zum erstenmal in meinem Leben die Stadt und ihre Stein-

häuser mit dem Kirch- und Rathhaußturm angesehen hatte, da war mir so zu Muthe, als wenn das Alles nur für den Winter und durch den Winter aufgebaut wäre, und als wenn die Menschen im Sommer nach der großen Waldhaide hinausjögen, auf die Wiesen und ins freie Feld.

Mir ist auch späterhin die Stadt, gleich dem Winter, wie eine ungeheure Versteinerung und Krystallisation, wie ein Zauberwerk, eine Unnatur und ein Mummenschanz erschienen.

Die Natur verkleidet, verhärtet und verhüllt sich in der winterlichen Form und städtischen Lebensart, bis sie im Lenze die winterliche Maske abwirft, und im Sommer wieder ganz flüssig, ganz heißblütig und wanderlustig wird. Wenn sie dann endlich im Herbst ermattet, abgetragen und vom Fruchttragen gänzlich erschöpft ist, so sinkt sie dem alten, kalten, knarrenden, knurrigen und humoristischen Eheherrn mit der Allongenperücke von Schnee und den Augen von Eis in die Arme; und er ist es dann, der die in der Sommerszeit etwas liederlich und landläuferisch gewordene Jungfer Natur zur Abkühlung, zur Abhärtung, Abbuße und Restauration in ein Städtelieben verzaubert, und in Mauern von Stein und von Eis.

Mir hat aber die Stadt nicht minder gefallen und zu Muthe gemacht, wie der Winter selbst, eben weil sie die wahre Decoration, die steinerne Hieroglyphenschrift des Winters ist; und zumal so eine altpreussische, stillebende, wachschlafende, traumredende, culturverschvorene, kleine, armselige und von Rittern gebaute Stadt.

Es war ein bezogener Himmel; das Schneewetter hing in der Luft, und konnte doch nicht herunter, sondern machte unbarmherzig kalt. Die zahmen Thiere lagen in ihren Ställen, die wilden sicherlich in ihren Lagern und Höhlen versteckt; die Menschen aber saßen in ihren festen Häusern ganz gemüthlich bei ihren spielenden Kindern, und mit ihnen «du auf du» der heilige Christ.

Er war aus dem Föhrenwalde bei dieser guten Gelegenheit zur Stadt hereingekommen; er hatte die Natur im Stiche gelassen, die jungen Tannenbäumchen und die jubelnden Kinder (dieser Menschenausschlag) hielten ihn fest, darum ging es wol draußen so trostlos und schauerlich her. ...

Jetzt standen wir an der Stadtmauer, in dem wehrhaft behürmten Thore, zu dem wir Fremden so friedlich hereingekommen waren. Ich schaute aus meinem über die Ohren gezogenen Krage und aus meinem in die Augen gedrückten Mügchen neugierig und Märchen träumend ins dicke Schneegestöber hinaus. Sub! war das eine Wirthschaft, wie wenn unser Herrgott die Elemente von seinem Commando losgelassen hätte, weil er auch mal mit seinem Sohne Weihnachten feiern wollte. ft

Impressum

Herausgeber und Verlag:

Westpreußische Gesellschaft –
Landsmannschaft Westpreußen e.V.

Der stellvertr. Vorstandsvorsitzende
Ulrich Bonk (v. i. S. d. P.)

Mühlendamm 1, 48167 Münster-Wolbeck
Telefon 025 06 / 30 57-50, Fax 025 06 / 30 57-61

Sparkasse Münsterland Ost, Münster:

IBAN: DE59 4005 0150 0034 0248 51
BIC: WELADED1MST

**Redaktionssekretariat, Abonnement-Verwaltung
und Anzeigenannahme:** Esther Lüchtfeld
(sekretariat@der-westpreusse.de)

Redaktion:

Prof. Dr. Erik Fischer (e.fischer@der-westpreusse.de) /
Redaktionsleiter; Dr. Joanna Szkolnicka
(j.szkolnicka@der-westpreusse.eu) / Ressort PANORAMA;
Tilman Asmus Fischer (t.fischer@der-westpreusse.de) /
Ressorts VORSPANN SOWIE POLITIK UND GESELLSCHAFT;
Ursula Enke (u.enke@der-westpreusse.de) / *Text-
und Bildredaktion*

Korrespondentinnen und Korrespondenten:

Peter Neumann (Troisdorf) für Danzig, Piotr Olecki (Toruń)
für Thorn und Kujawien-Pommern, Marek Dziedzic (Malbork)
für Marienburg, Bartosz Skop (Elbląg) für Elbing

Verlags- und Redaktionsadresse:

Der Westpreuße
Mühlendamm 1, 48167 Münster-Wolbeck
Telefon 025 06 / 30 57-50, Fax 025 06 / 30 57-61
sekretariat@der-westpreusse.de
www.der-westpreusse.de

E-Mail Adresse der Redaktion für Leserschriften:
leserpost@der-westpreusse.de

*Der Westpreuße / Begegnungen mit einer europäischen
Kulturregion* erscheint alle drei Monate (im März, Juni,
September und Dezember). Der Bezugspreis beträgt
halbjährlich oder jährlich € 18,- bzw. € 36,- sowie im Ausland
jährlich € 40,-. Für Privatpersonen in Polen gilt bei
Direktbezug ein Vorzugspreis von jährlich 60 Złoty.

Parallel dazu erscheint *Der Westpreuße / Landsmannschaft-
liche Nachrichten*. Der Bezugspreis eines entsprechenden
Gesamtabonnements beträgt halbjährlich oder jährlich
€ 36,- bzw. € 72,-, im Ausland jährlich € 80,-. Für Privatper-
sonen in Polen gilt bei Direktbezug hier ebenfalls ein
Vorzugspreis, und zwar von jährlich 120,- Złoty.

Die MwSt. ist mit 7 % enthalten. Bestellungen beim Verlag.
Der Bezug kann nur mit einer Frist von mindestens drei
Monaten zur Mitte oder zum Ende des Kalenderjahres
gekündigt werden. Bei Nichtbelieferung bestehen im Fall
höherer Gewalt keine Ansprüche gegen den Verlag. Mit
Namen oder Kürzeln gezeichnete Artikel geben nicht in jedem
Falle die Meinung des Verlages oder der Redaktion wieder.
Nachdruck nur mit Genehmigung des Verlages. – Zurzeit gilt
die Anzeigenpreisliste Nr. 2.

Layout, Bildbearbeitung und Druckvorlagenerstellung:
MEDIENGESTALTUNG KOHLHAAS, Bonn

Herstellung: WIRmachenDRUCK GmbH
Mühlbachstraße 7, 71522 Backnang

ISSN: 0043-4418

Auflage: 1.000 Exemplare

Autorinnen und Autoren

Sibylle Dreher – Sozialpädagogin, Projektleiterin vieler Begegnungen und Tagungen mit Bewohnern der Regionen entlang der Ostsee zur gegenseitigen Verständigung. Ehrenamtlich tätig in der Landsmannschaft Westpreußen, im Bund der Vertriebenen und in Vereinen. Veröffentlichungen und Buchbesprechungen in den entsprechenden Vereinsorganen.

Prof. Dr. Karl Christian Führer – Historiker, bis zum Herbst 2019 an der Universität Hannover; Publikationen u. a.: *Gewerkschaftsmacht und ihre Grenzen. Die ÖTV und ihr Vorsitzender Heinz Kluncker 1964–1982*, Bielefeld 2017; *Carl Legien 1861–1920. Ein Gewerkschafter im Kampf für ein „möglichst gutes Leben“ für alle Arbeiter*, Essen 2009.

Alexander Kleinschrodt M. A., studierte Musikwissenschaft, Kunstgeschichte und Germanistik, er arbeitet als freier Kulturwissenschaftler und Autor; zudem übernimmt er regelmäßig Lehraufträge an der Universität Bonn. Seit 2018 arbeitet er als kooptiertes Mitglied im Vorstand der Westpreußischen Gesellschaft mit.

Andreas Koerner wurde in Hofleben, Kreis Briesen, geboren. Seine Eltern hatten – bis ins 17. Jahrhundert zurückverfolgt – gemeinsame Vorfahren. Dadurch wurden sowohl der Maler Ernst Koerner als auch der bekannte Thorner Oberbürgermeister Theodor Eduard Koerner zu seinen Urgroßvätern. Bis zu seiner Pensionierung leitete Andreas Koerner eine der Stadtteilbibliotheken von Essen. Zudem beteiligt er sich intensiv an der kulturhistorischen Forschung und ist auch ein geschätzter Aquarellist.

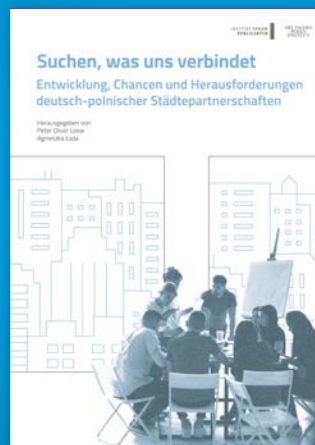
Heidrun Ratza-Potrýkus wurde in Lübeck geboren. Beide Eltern stammten aus Westpreußen und waren bis zu ihrem Tode der Heimat verbunden. Bei Verwandtschaftstreffen wurde viel von „damals“ gesprochen, und so entstand auch für die nicht mehr dort Geborene eine Vertrautheit mit dem Land und seinen Menschen. Sie war von 2002 bis 2018 Bundesfrauenreferentin und ist auch weiterhin Mitglied des Vorstandes der Westpreußischen Gesellschaft.

Annegret Schröder studierte Germanistik, evangelische Theologie und Pädagogik, zudem Ausbildung zur Verlagskauffrau; tätig als Gymnasiallehrerin an einer privaten Wirtschaftsschule. Seit 2016 ist sie Mitglied im Stiftungsrat der Kulturstiftung Westpreußen.

Bartosz Skop studierte Geschichte an der Danziger Universität und der Julius-Maximilians-Universität Würzburg; Autor von Orgelbeschreibungen des ehemaligen Ost- und Westpreußen; zu seinen Forschungsinteressen gehören die Kirchen- und Orgelbaugeschichte dieser Region, insbesondere aus der Zeit des 19. und 20. Jahrhunderts; nach dem Abschluss seines Master-Examens arbeitet er gegenwärtig am Schloss-Museum in Marienburg.

ANZEIGE

Suchen, was uns verbindet



Hg. von Peter Oliver Loew
und Agnieszka Łada

148 Seiten

PDF kostenfrei zum
Download unter:

[deutsches-polen-institut.de/
publikationen/
einzelveroeffentlichungen/
suchen-was-uns-verbindet](https://deutsches-polen-institut.de/publikationen/einzelveroeffentlichungen/suchen-was-uns-verbindet)

In einer gepflegten Grünanlage kann man in Elbing zwei Fragmenten der Berliner Mauer begegnen. Jedes von ihnen hat ein Gewicht von fünf Tonnen und ist etwa drei Meter hoch. Dieses Denkmal befindet sich auf dem Gelände der Entsorgungs- und Reinigungsfirma *Cleaner*: Einer der Mitbesitzer ließ es 2015 hier aufstellen, weil er in seiner Jugendzeit als Mitglied eines freiwilligen Arbeitscorps mehrmals in Ostberlin gewesen sei und sich dabei das Bild der Mauer, die zwei so unterschiedliche Welten voneinander abgrenzte, tief in sein Gedächtnis eingepägt hätte. Das Arrangement erweckt den Eindruck, als handele es sich um eine „ostalgische“ Freilichtausstellung im Sinne von *Goodbye Lenin* – neben den Mauerstücken stehen zwei „Trabbis“, einer von ihnen ist sogar als weiß-olivgrüner Dienstwagen der Volkspolizei hergerichtet. Ergänzt wird die Installation durch eine Kopie des Kontrollhäuschens vom CHECKPOINT CHARLIE, der auch in Berlin aufgestellten Tafel mit dem Konterfei eines amerikanischen Soldaten und historischen Erläuterungen. – Auf der linken Seite, außerhalb des Bildfeldes, steht ein weiteres Stück aus einer anderen Mauer, und zwar aus derjenigen, die die Danziger Lenin-Werft umgab. So erinnern beide Fragmente an die Zeiten, in denen Europa in zwei feindliche Blöcke gespalten war, sowie an die Ereignisse, die im August 1980 in Danzig begannen und – dominoartig weiterwirkend – im November 1989 in Berlin schließlich zur Überwindung der Teilung führten. **st** Joanna Szkolnicka

